

DIE WELTWOCHEN



Tödliche Liebe

Warum Männer ihre Frauen ermorden.

Von Walter Hollstein

Meghans Makel

Die amerikanische Herzogin entwickelt sich zum royalen Albtraum.

Von Rod Liddle

Im Schraubstock der Giganten

Warum die EU ein Bundesstaat werden muss. *Von Bruno Maçães*

Der Fluch des Guten
Das neue Buch
von Alex Baur





PATEK PHILIPPE
GENEVE



DIE TWENTY~4 AUTOMATIK
BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



MEHR INFORMATIONEN ERHALTEN SIE BEI DEN UNTEN GENANNTEN
PATEK PHILIPPE PARTNERN SOWIE IM AUTORISIERTEN FACHHANDEL.

EINE VOLLSTÄNDIGE LISTE UNSERER PARTNER IN DER SCHWEIZ
FINDEN SIE AUF PATEK.COM

ASCONA Orologi Gioielli Herschmann | BASEL Gübelin · Seiler | BERN Zigerli+Iff | DAVOS PLATZ Chronometrie Stäuble
GSTAAD Villiger Gstaad AG | INTERLAKEN Kirchhofer Haute Horlogerie II | KLOSTERS Maissen
LUGANO Gübelin · Mersmann SA · Somazzi SA | LUZERN Gübelin | ST. GALLEN Chronometrie Labhart | ST. MORITZ Gübelin
VADUZ/FL Huber | ZERMATT Haute Horlogerie Schindler SA | ZUG Lohri AG | ZÜRICH Patek Philippe Boutique at Beyer · Gübelin

Ihr Immobilienraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



1.5 Zi., 3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'400.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Nefenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2020/21
www.chlimbergsteig.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



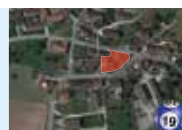
6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 936'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.paradislig.ch



4 ½ und 5 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH und REFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 396'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch




5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'059'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

You  

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

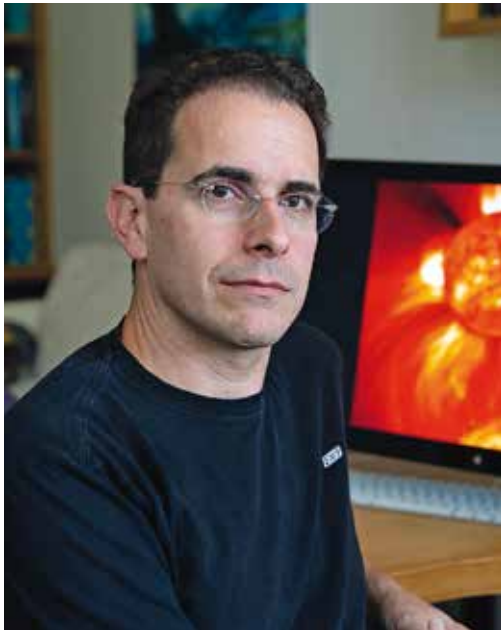
Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5



Ignorierte Klima-Studien: Physiker Shaviv.

Nir Shaviv, ordentlicher Professor für Physik an der Hebrew University in Jerusalem, steht ziemlich allein da mit seiner Klimatheorie. Für ihn gibt es keine direkten Beweise, dass grosse CO₂-Schwankungen zu entsprechend grossen Temperaturschwankungen führen. Vielmehr ist er überzeugt, dass die Sonne einen grossen Einfluss auf das Klima hat. Studien, in denen er das nachweise, würden aber von fast allen Klimaforschern ignoriert. Zu wissenschaftlichen Diskussionen werde er nicht eingeladen, sagt Shaviv im Gespräch mit Pierre Heumann. Die Klima-Schwarzmalerei würden unter sich sein wollen, weil sie keine abweichenden Meinungen tolerierten: «Sie behandeln mich wie einen Aussätzigen», sagt Shaviv. **Seite 42**

Die 80-jährige Monique Werro schwärmt von ihrem Brienzer «Bären», den sie seit 27 Jahren zusammen mit ihrer Tochter führt. In dieser Zeit seien «plötzlich immer mehr arabische Gäste» gekommen, sagt die Hotelière. Nicht, dass sie das per se störe. «Aber es kann nicht sein, dass Männer, sobald sie ihr Land verlassen, das traditionelle Gewand in Shorts umtauschen, während die Frauen «Schwarz, Schwarz, Schwarz» tragen müssen.» In ihrem Hotel herrsche daher ein privates Burkaverbot. **Seite 26**

Im Schweizer Asylwesen scheint es nichts zu geben, das es nicht gibt. Diesen Eindruck vermittelt zumindest der Fall eines mehrfach kriminellen, abgewiesenen Asylbewerbers von den Komoren, den Philipp Gut recherchiert hat. Obwohl er als Illegaler in der Schweiz lebte, liess der Mann auf Kosten der Prämienzahler eine Geschlechtsumwandlung vornehmen und stellte gestützt darauf ein neues Asylgesuch. Beides – die OP auf Krankenkasse und der

Asylgrund «Geschlechtsumwandlung» – entspreche dem Schweizer Recht, teilt der Bundesrat mit. **Seite 28**

Oliver Nachtwey sagt über sich: «Ich bin Soziologe – aber auch Sozialist.» Als Nachfolger von Ueli Mäder lehrt er an der Universität Basel und erreicht mit seinen Büchern und Artikeln ein grosses Publikum, vor allem in seiner Heimat Deutschland, immer mehr aber auch in der Schweiz. Er empfiehlt den Linken mehr Populismus und findet Gehör bei jungen Sozialdemokraten wie Cédric Wermuth. Wer ist dieser Mann? **Seite 30**

Eine neue Rubrik findet sich ab dieser Ausgabe im Heft: **Porträt der Woche**. Auf einer Seite fasst unser Autor Peter Keller zusammen, was man von der vergangenen Woche wirklich wissen muss: Ausland und Inland, grosse Politik, aber auch interessante Petitionen. Die Karikatur zur Woche liefert unser Cartoonist Jürgen Tomicek. Viel Vergnügen! **Seite 18**

Das Leitmotiv zieht sich durch das gesamte Schaffen des Reporters und *Weltwoche*-Redaktors Alex Baur: Das Übel versteckt sich gerne hinter der gefälligen Kulisse der guten Absicht. Die akribische Recherche in der Tabuzone des Gutgemeinten ist so etwas wie sein Markenzeichen. In seinem jüngsten Buch, das diese Woche in den Handel kommt, vertieft Baur seine Erkundungen rund um den Erdball und fügt sie zu einer Gesamtschau zusammen. Exklusiv für die Leser der *Weltwoche* hat der Autor das Leitmotiv seines Buchs zu einem Essay über den «Fluch des Guten» verarbeitet. **Seite 50**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnnerth, Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggeli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Päpstliche Schweizergarde
Garde Suisse Pontificale
Guardia Svizzera Pontificia
Guardia Svizra Papala

DIE AUSSERGEWÖHNLICHE BERUFS- AUSSTELLUNG

EIN BLICK HINTER DIE KULISSEN DES VATIKANS

**JEDEN SAMSTAG AB DEM 26. OKT.
BIS ZUM 30. NOV. – VON 10:30 – 14:00 UHR**

**TALK PERSÖNLICH MIT ÜBERRASCHUNGSGÄSTEN,
UNTERMALT MIT MUSIKALISCHER UNTERHALTUNG
UND ANSCHLIESSENDEM APÉRO RICHE.**

MEHR INFOS ZUM PROGRAMM FINDEN SIE UNTER: KUNSTUNDKULTURBL.CH

**26. Okt. –
30. Nov. 2019**

**ÖFFNUNGSZEITEN TÄGLICH 10:00 – 17:00
FREITAGS BIS 19:00
GALERIE BEYELER
GALLENWEG 19 | 4133 PRATTELN**

WWW.KUNSTUNDKULTURBL.CH | WWW.KATH.CH/SCHWEIZERGARDE

Anstrengendste Staatsform

Warum eigentlich sind so viele Politiker für das EU-Abkommen?
 Von Roger Köppel

An einer meiner Veranstaltungen hat mich ein Zuschauer gefragt, warum so viele Parteien und Politiker für das institutionelle Rahmenabkommen mit der EU seien. Der Zuschauer teilte im Übrigen meine Meinung: Die Schweiz dürfe diesen Kolonialvertrag keinesfalls unterschreiben. Das Rahmenabkommen sei die Zerstörung der bilateralen, gleichberechtigten Beziehungen und würde die direkte Demokratie, die Volksrechte in weiten Teilen unserer Gesetzgebung ausser Kraft setzen.

Mit diesem Vertrag wäre die Schweiz ein Untertanengebiet, eine Art Passivmitglied der Europäischen Union. Wir müssten zwar die Regeln der EU übernehmen, könnten aber bei ihrer Gestaltung nicht mitentscheiden. Wie könne man als Schweizer Politiker nur für so einen schlechten Vertrag sein?

Die Erklärung ist einfach: Mehr EU bedeutet mehr Macht für die Politiker, weniger Macht fürs Volk. Die EU ist eine Institution, in der die Politiker viel und die Bürgerinnen und Bürger wenig zu sagen haben. Darum sind so viele Politiker für die EU.

Die Schweiz ist das Gegenteil der EU: Bei uns sind die Bürgerinnen und Bürger oberster Verfassungsgeber, sind sie der Chef. Kein Gesetz, kein Verfassungsartikel, kein Zehntelprozent einer Mehrwertsteuererhebung kann ohne die Zustimmung des Volks beschlossen werden.

Die direkte Demokratie ist für Politiker die anstrengendste bekannte Staatsform, weil sie die Freiheit des Politikers begrenzt, um stattdessen die Freiheit, die Macht und den Einfluss der Bürgerinnen und Bürger zu erweitern.

Die Schweiz gilt als freiheitlicher, als liberaler Staat. Das ist richtig, aber man muss fragen: Freiheit für wen? Nordkorea ist aus Sicht seines Diktators auch ein freier Staat, allerdings ist dort nur einer frei: der Diktator. In der Schweiz ist es umgekehrt: Nicht die Mächtigen, die Politiker sind frei, sondern die Freiheit der Bürgerinnen und Bürger steht zuoberst. Die Direktbetroffenen entscheiden über alles, was sie direkt betrifft. Für diese einzigartigen Volksrechte wird die Schweiz weltweit bewundert.

Man muss sich allerdings von der Illusion lösen, dass die direkte Demokratie in der Schweiz eine Herzensangelegenheit der Politiker gewesen sei. Das Gegenteil ist der Fall. In der Regel waren die politischen Eliten gegen diese Staatsform, sie fürchteten und dämonisierten die direkte Demokratie.

Alfred Escher, der grosse Zürcher Unternehmer und Freisinnige, ein wichtiger Architekt der modernen Schweiz im 19. Jahrhundert, nannte die direkte Demokratie abschätzig «Pöbelherrschaft». Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, Volksentscheide zu befürworten, zuzulassen.

Es waren nicht die liberalen Gründer des Bundesstaats, die dem Volk gnädigerweise die direkte Demokratie von oben gewährten. Die Bürgerinnen und Bürger mussten sich ihre Volksrechte, mussten sich ihre direkte Demokratie gegen den Widerstand der Regierenden zäh erkämpfen. Winterthur war im Kanton Zürich das Zentrum dieses demokratischen Aufstands gegen die obrigkeitliche Arroganz der Parlamentskönige um Escher.

War die direkte Demokratie wenigstens nach ihrer Einführung unbestritten? Keinesfalls. Bundesrat und Parlament nutzten die erstbeste Gelegenheit, um die eigene Macht wieder auszubauen – auf Kosten des eigentlichen Souveräns. Anlass bot der Zweite Weltkrieg. Damals regierten Bundesrat und Bundesversammlung ohne direkte Demokratie im sogenannten Vollmachtenregime. Was in Kriegszeiten Sinn ergab, hätte nach Kriegsende sofort beendet werden sollen. Es geschah nicht.

Im Gegenteil. Die Mächtigen in Bern kamen durch den Weltkrieg so richtig auf den Geschmack. Sie wehrten sich gegen die Wiederführung der direkten Demokratie. Sogar die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), Vorläuferpartei der SVP, machte bei der geplanten Volksausbremsung mit.

Es war Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler, der eine Volksinitiative für die Wiederherstellung der vollen politischen Volksrechte lancierte. Er gewann die Volksabstimmung 1949, doch es sollte noch zwei Jahre dauern, bis die direkte Demokratie in alter Blüte installiert war.

Nichts ist weniger selbstverständlich als die einzigartigen Schweizer Volksrechte. Sie sind seit ihrer Institutionalisierung umstritten, bedroht. Manchmal aus dem Ausland, aber vor allem auch aus dem Inland durch unsere eigenen Politiker, die dem Volk die Macht abnehmen wollen.

In jüngerer Zeit sind die Angriffe auf die direkte Demokratie wieder krasser und aggressiver geworden.



Gegen die Volksausbremsung: Gottlieb Duttweiler.

Parlament und Bundesrat haben sich Ende 2016 über den Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung hinweggesetzt. Die Verliererparteien der Volksabstimmung beerdigten einen Volksentscheid, den sie während des Abstimmungsverfahrens erfolglos bekämpft hatten.

Auch Bundesrichter massen sich vermehrt an, Volksentscheide, Verfassungsartikel nur noch bei Bedarf ernst zu nehmen. Es hat sich eingebürgert, internationale Bestimmungen, internationales Recht, die Europäische Union dem Landesrecht vorzuziehen. Die Staatsgewalten, die sich an die Verfassungsbestimmungen des Volkes halten sollten, schwingen sich selber zu Verfassungsgebern auf.

Die stillen Despoten von Bern stehen zusehends auf der Seite der EU, nicht mehr auf der Seite des Schweizer Volks. Das institutionelle EU-Abkommen ist der neuste Versuch, die direkte Demokratie zurückzubinden, die politischen Volksrechte einzuschränken, die Macht des Bürgers abzubauen.

Davon profitieren automatisch die Politiker, regierende Kreise, Eliten, auch Konzernchefs, die sich geärgert haben, als ihnen das Stimmvolk mit der «Abzocker»-Initiative verboten hat, sich beliebig an den Kassen ihrer börsenkotierten Unternehmen zu bedienen.

Die Politiker, die das institutionelle EU-Abkommen wollen, sehen darin ein Instrument, ihre Macht auf Kosten des Volks auszuweiten. Darum sind sie dafür.

Die Geschichte lehrt, dass in der Schweiz die direkte Demokratie nur dann bewahrt werden konnte, wenn sich die Bürgerinnen und Bürger gewehrt haben. Verschlafen die Schweizer heute diesen Kampf, werden sie in der EU aufwachen. In Unfreiheit als Untertanen ihrer Politiker und einer fremden Macht.

Wir machen Ihren Venen Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Gute Chancen: Franz Grüter. Seite 36

Titelgeschichte

- 14 **Bis dass der Mord euch scheidet**
Warum Männer töten

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
11 **Kommentare**
Sicher sind nur die Subventionen
12 **Wirtschaft** Enteignung
12 **Politik**
Gössi hisst die weisse Fahne
13 **Debatte**
Realistische China-Strategie
18 **Portät der Woche**
20 **Mörgeli** Schriftsteller gegen rechts
20 **Bodenmann**
Unter den Rock der EU
23 **Medien**
Skandal, Skandal, Skandal
23 **Die Deutschen** Alles Banane
33 **Mein Lieblingsgegner** Regula Rytz
über Ulrich Giezendanner

Inland

- 26 **Monique Werro**
Burkaverbot im Brienzer «Bären»
28 **Asylgrund** Geschlechtsumwandlung
Fall eines afrikanischen Asylbewerbers
30 **Oliver Nachtwey** Er empfiehlt den
Linken, populistisch zu sein
32 **Miesepeter und Strahlefrauen**
Parlament im Image-Check
35 **Ungesunder Filz** Lukrative Mandate
in der Gesundheitsbranche



Aktionärsrevolte bei Implenia: Seite 40.

- 36 **Franz Grüter** Der Angriff des
Luzerner SVP-Ständeratskandidaten
38 **Klotens Kreiselkrieg** Streit um den
weltgrössten Eishockey-Puck
39 **Valentin Landmann**
Warum ich Daniel Jositsch gut finde

Ausland

- 44 **Bruno Maçães** Die EU muss
ein Bundesstaat werden
45 **Inside Washington** Auf Abwegen
46 **Amerika** Neue Dokumente
belasten Trumps Gegner
47 **Frankreich**
«Terror der dritten Generation»
48 **Wenn der Captain ruft**
Matthias Matussek über das Baltikum

Wirtschaft & Wissenschaft

- 34 **Frischlufte** für die Klimadebatte
Kritik an politisierter Wissenschaft
40 **Revolte von aussen**
Gregor Greber fordert Implenia heraus
42 **Nir Shaviv** «CO₂ spielt eine
untergeordnete Rolle»

Kultur & Gesellschaft

- 50 **Der Fluch des Guten**
Alex Baur über Wohlfühl-Aktivismus
54 **Ikone der Woche**
König der Achterbahn
56 **Bitte nehmt Meghan zurück!**
Prinzessin als Albtraum
58 **Sein Gesicht flammt von innen**
Der Joker in einem neuen US-Film



«Was ich denke,
sage ich auch. Das war
schon immer so.»

Monique Werro: Seite 26

- 60 **Der schönste Hintern der Welt**
Fahrt durch kurvige Landschaften
61 **Literatur** Ein Himmelsbuch

Rubriken

- 11 **Im Auge** Lamine Diack
16 **Personenkontrolle**
17 **Nachruf** Kornel Morawiecki
24 **Darf man das?**
25 **Leserbriefe**
25 **Fragen Sie Dr. M.**
37 **Die Bibel** Liebe dank Mangel
59 **Jazz** Reid Anderson,
Dave King, Craig Taborn
62 **Kino** «Official Secrets»
63 **Knorrs Liste**
63 **Körzis Hollywood**
Klatsch-Tsunami
64 **Thiel** Misterwahl
64 **Namen** Klänge der Heimat
64 **Fast verliebt**
Busen oder Bussen
65 **Unten durch** Höhenflug
66 **Wein** Ehrenrettung eines Syrah
66 **Salz & Pfeffer**
Mittelmässig, aber teuer
67 **Auto** Tesla Model 3 Performance
68 **Tamaras Welt**
Das königliche Opfer

The Breitling Cinema Squad
Charlize Theron
Brad Pitt
Adam Driver



AIR
LAND
PREMIER
SEA



BREITLING 1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

Ein wichtiger Teil von Axpo: Sunrise Mobilabos nach Mass.

Die rund 4500 Mitarbeitenden von Axpo telefonieren in der Schweiz und im Ausland mit massgeschneiderten Mobilabos von Sunrise. Denn dank des praktischen Self-Management-Tools kann Axpo alle Einstellungen rund um die Abos selbständig verwalten.

Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf sunrise.ch/business



Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.

Sicher sind nur die Subventionen

Von Beat Gygi — Die Energiepolitik der Schweiz wird für die Bevölkerung teurer und unsicherer als versprochen. Eine kleine Gruppe profitiert.



Rezeptbuch: SP-Fraktionschef Nordmann.

Die neue Energiepolitik der Schweiz ist noch nicht zwei Jahre alt, und schon wird deutlich, dass die Versprechen nicht haltbar sind, die der Bundesrat in seiner Kampagne zum Referendum über das Energiegesetz im Mai 2017 gemacht hat. Die Belastungen werden viel mehr ausmachen als die vom Bundesrat damals im Abstimmungsbüchlein genannten 40 Franken mehr Netzzuschlag pro vierköpfigen Haushalt.

Klar, was der Ständerat in der Herbstsession zu neuen CO₂-Abgaben, zum Kampf gegen Ölheizungen, zu Emissionsobergrenzen bei Neuwagen und zur Flugticket-Abgabe beschlossen hat, ist zwar nicht endgültig, weil Differenzen zum Nationalrat bestehen. Auf breiter Front kommen aber steigende Kosten auf die Bevölkerung zu, da ja nicht alle Abgaben zurückverteilt werden sollen und selbst bei Rückverteilung einiges beim Staat hängenbleibt. Soeben hat SP-Fraktionschef Roger Nordmann, dessen neues Solarplan-Buch für das Departement Sommaruga wegweisend ist, noch einen Zacken zugelegt mit dem Vorschlag, die Flugreisen pro Kopf zu rationieren.

Gerade erst kündigte zudem die eidgenössische Elektrizitätskommission (Elcom) für 2020 leicht steigende Strompreise für die Haushalte an. Das mag harmlos tönen, aber dahinter steht eine Tendenz, die sich verstärken wird. Neu ist

nämlich die Aufrüstung der Stromnetze mit neuen Zählern und neue Software zu sogenannten Smart Grids vorgeschrieben, lokale Versorger müssen diese einrichten, die Kosten werden auf die Preise geschlagen. Das E-Werk einer Gemeinde mit 15 000 Einwohnern muss allein für die Ausrüstung der Haushalte mit intelligenten Zählern für die nächsten paar Jahre eine zusätzliche volle Arbeitskraft einstellen.

Mehr CO₂-Emissionen

Halt! – sorgt der Bundesrat nicht auch für Entlastungen? Soeben gab er bekannt, er wolle die angepeilte Strommarktliberalisierung durchziehen, also auch KMU und Haushalten Wahlfreiheit geben. Stimmt, aber zugleich beschloss er flankierende Massnahmen, «um die Versorgungssicherheit zu stärken und die Ziele der Energiestrategie 2050 zu erreichen». Und das bedeutet: die Kultur der üppigen Subventionen weiterführen. In Widerspruch zu den bundesrätlichen Versprechen in der Abstimmungskampagne zur Energiestrategie und zum Beschluss des Parlaments soll der von den Konsumenten erhobene Netzzuschlag, der zum Finanzieren der Subventionen dient, auf hohem Niveau behalten werden. Die Bürger werden zur Kasse gebeten, um die Gruppe der Profiteure bei Laune zu halten. Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse spricht von Wortbruch. Scharf tönt es auch aus dem Gewerbe: Eine Aktivierung eines Wettbewerbsartikels im alten Gesetz hätte genügt; die neue Regulierung diene einfach dem Subventionswesen.

Stimmen wenigstens die grossen Linien der Energiestrategie? Laut bundesrätlichem Versprechen soll diese Gewähr bieten für eine weiterhin sichere Energieversorgung des Landes. Bei nüchterner Betrachtung muss man sagen: Die Energiestrategie 2050 führt die Schweiz in Richtung geringere Versorgungssicherheit und mehr CO₂-Emissionen. Denn das Energiegesetz verlangt den schrittweisen Ausstieg aus der Kernenergie und die Schliessung der Stromlücke mit Energie aus erneuerbaren Quellen, vor allem aus Wasser-, Sonnen- und Windanlagen. Anders ausgedrückt: Die zuverlässige und gleichmässige Energieversorgung der Schweiz nimmt ab, und der Ausbau einer flatterhaft schwankenden Produktion aus Solar- und Windkraftanlagen soll den Verlust wettmachen. Sollte auch dieses Versprechen nicht haltbar sein, wird das Ausweichen auf Kraftwerke mit fossiler Energie und damit auf ein höheres Emissionsniveau nicht vermeidbar sein.

Alt, schwarz, Mann



Lamine Diack, mit 86 hinter Gitter?

Aufgewachsen und schlau geworden ist er im berühmtesten Quartier Dakars, einen Steinwurf vom Gefängnis entfernt, und er ist sehr weit gesprungen in seinem langen Leben und hat viele Hüte getragen. Muss der ehrenwerte Lamine Diack nun als Greis hinter Gitter als korruptester Sportdirigent seit Kaiser Nero? Der «Parquet national financier» hat vier Jahre Anlauf gebraucht, um den einstigen Präsidenten (1999 bis 2015) des Leichtathletik-Weltverbands IAAF endlich den Prozess wegen aktiver und passiver Bestechung, Geldwäsche sowie Manipulation von Blutpässen zu machen. Diack, 86, wartet so lange schon im Pariser Hausarrest.

Sein Sohn und Komplize Papa Massata Diack, der die schmutzigen Deals abwickelte, etwa Schutzgelderpressung von Dutzenden gedopten russischen Athleten und Stimmenkauf für die WM in Doha, Katar, sitzt den Haftbefehl von Interpol im sicheren Dakar aus, weil Frankreich kein Auslieferungsabkommen mit dem Senegal hat. Luxusuhren en masse und Stapel von Banknoten konnten die Behörden in Banksafes der Diacks beschlagnahmen.

Lamine Diack, der «Patriarch der Pisten» (*L'Equipe*), war als Junge fussballverrückt wie jeder in Dakar, aber schwächling, rachitisch sowie kurzsichtig, und er trug ständig eine Brille. Er durfte nach Paris zum Studium, wurde französischer Meister im Weitsprung, kehrte zurück als diplomierter Finanzinspektor. Liebügelte weiterhin mit der grossen Karriere im Fussball, war vier Jahre *directeur technique* der Nationalmannschaft. Stieg auf zum Staatssekretär für Sport und war so populär, dass er 1978 zum Maire von Dakar gewählt wurde. Ausserdem amtierte er während fünf Jahren als stellvertretender Parlamentspräsident. Dann katapultierte er sich in die händeschüttelnde Welt des Kommerzsports, ins IOC, an die Spitze der IAAF, bereits mit dem nächsten, ganz grossen Übersprung im Kopf: 2012 Präsident des Senegal zu werden. Aber in seinem feudalen Domizil in Monte-Carlo sah der ruhmreiche Weitspringer den Balken nicht mehr, und wahrscheinlich landet er tatsächlich im Knast. *Peter Hartmann*

Enteignung

Die OECD bläst wieder zum Angriff auf die Schweiz. Da hilft nur ein Veto.

Wenn die Begriffe «OECD» und «Steuern» zusammen auftauchen, löst das in der Schweiz ein ungutes Gefühl aus. Zu Recht, wie der neuste Streich der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) zeigt. In diesen Tagen präsentiert sie detaillierte Pläne für eine Neuregelung der Firmensteuern. «Schon wieder», muss man sagen – hat doch die Schweiz per Volksabstimmung erst im Mai auf Geheiss der OECD die privilegierte Besteuerung von internationalen Holdings abgeschafft.

Diesmal setzt die internationale Organisation mit Sitz in Paris zum ganz grossen Wurf an. Das geplante internationale Abkommen soll die Firmenbesteuerung weltweit vereinheitlichen. Erstens sollen die Unternehmen in Zukunft vermehrt dort besteuert werden, wo sie ihre Produkte verkaufen. In der Vergangenheit war der Ort der Wertschöpfung entscheidend. Und zweitens will die OECD einen weltweit gültigen Mindeststeuersatz einführen.

Beides scheint geradewegs auf kleine, wirtschaftskräftige Staaten wie die Schweiz zu zielen. Das Land verfügt mit seinen acht Millionen Einwohnern nur über einen begrenzten Heimmarkt, aber über viele international erfolgreiche Unternehmen. Und die vergleichsweise tiefen Steuersätze haben der Schweiz bisher internationale Wettbewerbsvorteile beschert.

Ueli Maurer ist gefordert

Der Bundesrat geht, je nach genauer Ausgestaltung, von jährlichen Mindereinnahmen im Umfang von bis zu fünf Milliarden Franken aus. Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste. In Zukunft zahlt es sich weniger aus, für wirtschaftsfreundliche Rahmenbedingungen zu sorgen. Wer von anderen um die Früchte seines wirtschaftlichen Erfolgs gebracht wird, überlegt sich zweimal, ob er sich überhaupt anstrengen soll. Die Investitionen, die die Schweizer bisher in die Wettbewerbsfähigkeit ihrer Wirtschaft getätigt haben, werden plötzlich weniger wert.

So gesehen, kommt das OECD-Programm einer kalten Enteignung gleich. Gegen den versuchten Raub am Schweizer Volkvermögen hilft nur eines: Finanzminister Ueli Maurer kann in der OECD das Veto ergreifen. Denn wie viele andere internationale Organisationen auch funktioniert das Hochsteuerkartell OECD nach dem Einstimmigkeitsprinzip. *Florian Schwab*

Gössi hisst die weisse Fahne

Von Erik Ebnetter — Die FDP-Präsidentin will das Rahmenabkommen nach den Wahlen ohne Präzisierungen unterschreiben. Sie überschreitet damit sogar die rosa Linien ihrer Fraktion.

Die freisinnigen Delegierten zogen zunächst «rote Linien», die Fraktion verlangte dann nur noch «Konkretisierungen», die Präsidentin fordert nun gar nichts mehr. «Werden Sie nach den Wahlen ja sagen zum Rahmenabkommen, auch ohne Nachverhandlungen und Präzisierungen?», wollte «Arena»-Moderator Sandro Brotz in der jüngsten Sendung von den Parteipräsidenten wissen. FDP-Chefin Petra Gössi hob die blaue Karte und signalisierte damit ihre vollumfängliche Zustimmung zum vorliegenden Vertrag mit der Europäischen Union – als einzige Vertreterin einer Bundesratspartei.

Als Gössi am 23. Juni 2018 in Airolo vor den Delegierten über eine «selbstbewusste Schweizer Europapolitik» sprach, erklärte sie, die FDP sage «nicht einfach von vornherein ja oder nein zu einem Abkommen, sondern wir stellen klare Forderungen». Tatsächlich entschieden die Delegierten, die FDP werde kein Abkommen unterstützen, das die Übernahme der Unionsbürgerrichtlinie vorsehe, den Lohnschutz gefährde oder die staatlichen Beihilfen regle. Dass diese Punkte nicht geklärt oder eben «konkretisiert» sind, zeigt sich nur schon daran, dass der Bundesrat gegenüber der Europäischen Union auf «Klärungen» besteht. Das hindert Gössi nicht daran, das Abkommen «ohne Nachverhandlungen und Präzisierungen» zu akzeptieren. Anzunehmen ist, dass sie das für eine «selbstbewusste Schweizer Europapolitik» hält.

«Projekt der Schweiz»

Gössi sagte in Airolo, die FDP wolle die «Vertiefung der Beziehungen zur Europäischen Union nicht um jeden Preis. Wir wollen sie nur, wenn sie sorgfältig überlegt ist, wenn das Volk in die Entscheidungen eingebunden ist und sich ein klarer Nutzen ergibt. Dabei ist mir wichtig: Es ist ein Projekt der Schweiz. Das heisst, wir bestimmen das Tempo. Wir bestimmen, was wir wollen – und was nicht.» Wenn Gössi das Abkommen unterschreiben will, obschon der Bundesrat noch «Klärungen» sucht – ein beschönigendes Wort für Nachverhandlungen –, schwächt sie dessen Position. Die EU-Diplomaten werden es registriert haben. «Sorgfältig überlegt» erscheint dieses Vorpreschen nicht. Das «Projekt der Schweiz» wirkt inzwischen wie ein Projekt des Freisinns. Die FDP macht Tempo.

Es geht um mehr als um taktische und technische Fragen. Gössi sagte in Airolo, die Partei

stehe für «eine starke, eigenständige und souveräne Schweiz». Angenommen, das Rahmenabkommen trete in der vorliegenden Form in Kraft, wie Gössi sich das wünscht: Das bedeutete, dass ein Schiedsgericht im Streitfall entscheiden würde, wie der Vertragstext und ebenso die betroffenen Marktzugangsabkommen auszulegen und anzuwenden seien. Sobald «unionsrechtliche Begriffe» betroffen wären, würde der Europäische Gerichtshof verbindlich über die Angelegenheit beschliessen. Das ist im Abkommen explizit festgehalten. Carl Baudenbacher, der jahrelang den Efta-Gerichtshof präsidierte und den Europäischen Gerichtshof besser kennen dürfte als jeder andere Schweizer, kommt zum Schluss, dass fast jeder Streitfall vor dem Europäischen Gerichtshof landen würde. Was hat es mit Stärke, Eigenständigkeit, gar Souveränität zu tun, wenn man sich dem Gericht der Gegenpartei unterstellt?

Dabei schien die Sache einmal ganz klar. «Entspricht das Abkommen nicht unseren klar definierten Forderungen und roten Linien, machen auch wir nicht mit», so Gössi im Juli 2018 nach der Delegiertenversammlung von Airolo. Wer ihr glaubte, erlebte sein blaues Wunder: Aus Rot wurde Rosa wurde Weiss – die Farbe der Kapitulation.



Farbe der Kapitulation: Petra Gössi.

Realistische China-Strategie

Von Edward T. McMullen — Marktzugangsbeschränkungen, Industriespionage, Cyber-Diebstahl: Chinas Verhalten ist für die Amerikaner inakzeptabel. Von Trumps jüngsten Massnahmen werden alle Handelsnationen profitieren – auch die Schweiz.

In Erwiderung auf das Editorial vom 5. September 2019, in dem *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel die China-Politik von Donald Trump kritisierte, sowie auf mehrere Beiträge von Repräsentanten der chinesischen Regierung in der *Weltwoche* möchte ich die Leser an Winston Churchills legendäre Warnung erinnern: «Wer nicht aus der Geschichte lernt, ist dazu verurteilt, sie zu wiederholen.»

Nach Präsident Nixons dramatischer Annäherung 1972 haben seine Nachfolger jahrelang eine weitgehend ähnliche Strategie gegenüber China verfolgt. Sie hofften, ein freundschaftliches Engagement werde dazu führen, dass China ein verantwortungsbewusster Akteur auf der internationalen Bühne wird. Wirtschaftliche Entwicklung und politische Modernisierung würden folgen, zum Nutzen der Chinesen und der internationalen Gemeinschaft. Jahrzehnte später ist jedoch klar, dass solch simple Hoffnungen unangebracht waren, denn China setzt sich seit Jahren über amerikanische, westliche und andere Interessen hinweg. Präsident Trump hat klargemacht, dass es so nicht weitergehen kann.

Die Haltung des Präsidenten kann niemanden überraschen, der in den vergangenen drei Jahren seine politischen Reden verfolgt hat. Seine China-Strategie gründet auf einer realistischen Einschätzung dessen, was getan werden muss – zum Schutz der wirtschaftlichen, politischen und anderen Interessen Amerikas, zur Förderung des amerikanischen Wohlstands und zur Friedenssicherung durch Stärke. In allen Bereichen – Wirtschaft, Politik, Diplomatie und Sicherheit – sind wir entschlossen, dafür zu sorgen, dass die Amerikaner vor den Herausforderungen geschützt werden, die von China ausgehen.

Geerbter Status quo

Wir werden weiterhin mit China zusammenarbeiten, wo unsere Interessen sich treffen, aber wir werden nicht mehr tatenlos zusehen, wenn China weiterhin die Souveränität seiner indopazifischen Nachbarn bedroht und gegen die Verpflichtungen verstösst, die es gegenüber den Vereinigten Staaten, internationalen Institutionen wie der Welthandelsorganisation und anderen Partnern eingegangen ist.



Diplomat McMullen.

Der Status quo, den Präsident Trump geerbt hat, war für ihn und die Amerikaner nicht akzeptabel. Strafflose Verletzung amerikanischer Urheberrechte. Massive Subventionen, die den Staatsunternehmen unfaire Marktvorteile verschaffen. Beschränkungen des Zugangs zum chinesischen Markt, erzwungene Technologietransfers. Hackerangriffe, Cyber-Diebstahl und Industriespionage. All diese unfairen Praktiken haben zu einem massiven Handelsungleichgewicht von fast 420 Milliarden Dollar zugunsten Chinas geführt.

Um die Situation zu verbessern, hat Präsident Trump beschlossen, im Interesse unserer strategischen Ziele auf freundliche Worte zu verzichten und stattdessen auf deutliche Handlungen und Führungsstärke zu setzen. Unser wirtschaftliches Ziel ist ganz einfach – faire Handelsbeziehungen, die es amerikanischen Arbeitern und Unternehmen erlauben, gleichberechtigt zu konkurrieren.

Die jüngsten handelspolitischen Massnahmen des Präsidenten sind ein deutliches Signal. Solche Schritte werden sehr viel eher konkrete Ergebnisse haben als leere Worte und zu einer Korrektur unfairer chinesischer Praktiken führen. Langfristig werden alle Handelsnationen, einschliesslich der Schweiz, von einer grösseren Offenheit der Chinesen und einer stärkeren Beachtung ihrer internationalen Verpflichtungen profitieren.

Wir sind überzeugt, dass konstruktive, ergebnisorientierte Beziehungen zu China möglich sind. Es gibt viele regionale und globale Herausforderungen, die wir sinnvollerweise als Partner angehen können, darunter Nordkorea und der globale Kampf gegen verbotene Opioide. Aber Chinas rasche militärische Aufrüstung und sein zunehmend aggressives Verhalten im Südchinesischen Meer, ganz zu schweigen von seinem Verhalten in Hongkong und Xinjiang, untergraben die regionale Stabilität, bedrohen den freien Handel und säen Zweifel an der wahren Natur der geopolitischen Aspirationen Chinas.

Die Vereinigten Staaten betrachten diese Herausforderungen mit klarem Blick aus einer Position der Stärke. Präsident Trumps realistische China-Strategie, getragen von entschlossenem Handeln, ist der richtige Weg, um sicherzustellen, dass Chinas Aufstieg eine positive Entwicklung für die Vereinigten Staaten und die Welt ist.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Edward T. McMullen Jr., 55, ist Botschafter der USA in der Schweiz und Liechtenstein.



Zweifel an der wahren Natur der geopolitischen Aspirationen Chinas.

Bis dass der Mord euch scheidet

Von *Walter Hollstein* — Männer sind nicht gewalttätiger als Frauen. Sie sind aber für die meisten Eifersuchts- und Familienmorde verantwortlich. Warum ist das so? Es gibt eine plausible Erklärung.

Im österreichischen Kitzbühel hat ein junger Mann seine Ex-Freundin, deren neuen Partner und drei ihrer Familienmitglieder ermordet. Anschliessend hat er sich der Polizei gestellt. Über den Täter ergiessen sich derzeit die mediale Wut, Verachtung und Zorn. Das ist verständlich. Grausame Taten provozieren immer auch grausame Emotionen. Nur hilft es nicht weiter. Vielleicht entlastet es ein wenig – bis zum nächsten Verbrechen aus Eifersucht. Verstehen wäre angesagt – endlich einmal – und gemäss dem Verstehen dann Prävention, um weitere Morde zu verhindern. Warum töten Männer ihre Partnerinnen – das, was nach ihren eigenen Aussagen ihnen das Liebste und das Wichtigste im Leben ist? Warum?

Eifersuchtsdramen hat es immer schon gegeben, aber sie haben sich in den vergangenen fünfzig Jahren vervielfacht. Der Grund dafür ist relativ einfach: Die Frauen haben sich aus ihrer abhängigen Rolle befreit und damit auch aus der einst gesetzlich verankerten Vormundschaft des Mannes. Mehr als 70 Prozent der Trennungen gehen heute von Frauen aus. Frauen haben sich emanzipiert, ein vorwärtsgerichtetes Bild von sich erworben, sich neue Ziele gesetzt, die, wie Karriere, Macht oder Status, bisher männlich besetzt waren. Die Mehrheit der Männer hingegen hat ihre eigene Emanzipation verpasst. Das Männerbild ist traditionell geblieben, was nicht nur die Schuld der einzelnen Männer ist, sondern wohl eher die von Politik und Gesellschaft. Jedenfalls ist das Handlungspotenzial vieler Männer sehr limitiert; deshalb können sie auf moderne, unabhängige Frauen oft nur mit Gewalt und Mord reagieren.

Gewalt hat kein Geschlecht

Nach neusten Zahlen stirbt in der Schweiz alle zwei Wochen eine Frau als Opfer männlicher Eifersucht. Nicht selten stirbt dabei auch der Mörder, was die Wissenschaft verbrämend als «erweiterten Suizid» bezeichnet. Und diese «Erweiterung» geht immer häufiger so weit, dass auch die Kinder umgebracht werden. Geschah im deutschsprachigen Raum ein solcher Familienmord um die Jahrtausendwende im statistischen Mittel alle drei Wochen, hat sich dieser zeitliche Abstand inzwischen auf neun Tage verkürzt. Opfer von Beziehungsmorden sind primär die Frauen.

Das sollte aber nicht erneut falsche Bilder von «toxischer Männlichkeit» evozieren. Frauen sind in gleichem Masse gewalttätig wie

Männer; Gewalt hat kein Geschlecht. Schon vor rund vierzig Jahren haben in den USA Forscherinnen und Forscher aufgezeigt, dass Gewalt zwischen den Geschlechtern annähernd gleich verteilt ist. Zahlen aus unserem Sprachraum belegen: Gewalt kommt in rund 30 Prozent der Familien vor. 34,5 Prozent der Männer üben Gewalt aus und 30,4 Prozent der Frauen. Bei schwerer körperlicher Gewalt dominieren Männer aufgrund ihrer grösseren Körperkraft, bei psychischer Gewalt und Gewalttaten, um den Partner zu kontrollieren, Frauen. Die weitverbreitete Meinung, dass von Frauen keine körperliche Gewalt ausgehe, ist falsch. Frauen treten, beiessen, ohrfeigen, stossen, schlagen und werfen mit Gegenständen. Kinder – vor allem Buben – sind signifikant häufiger Opfer von Züchtigungen ihrer Mütter als ihrer Väter. Gesamthaft sind Männer zu 75 Prozent Opfer von Gewalt, Frauen zu knapp 25 Prozent.

Eifersuchts- und Familienmorde sind aber primär männlich konnotiert. In rund 95 Prozent der Fälle ist der Auslöser die Ankündi-

Um Mann zu werden, muss der Junge verleugnen, was er an Liebe mit der Mutter verbindet.

gung der Partnerin, das gemeinsame Leben nicht mehr fortsetzen zu wollen. Das war auch in Kitzbühel so. Vor der Tat hat der Mörder seine Ex-Freundin zufällig in einer Bar getroffen und ist dort noch einmal heftig zurückgewiesen worden. Das soll ihn – so die Berichte – in einen emotionalen Ausnahmezustand versetzt haben.

Was hat man darunter zu verstehen? Ausgerechnet feministische Autorinnen, die ja nicht gerade als männerfreundlich gelten, haben das am plausibelsten nachgezeichnet. Insbesondere die feministische Psychoanalyse mit Forscherinnen wie etwa Dorothy Dinnerstein in den USA oder Christiane Olivier in Frankreich hat plastisch beschrieben, dass die weibliche Entscheidung, den Partner zu verlassen, bei diesem einen akuten Zustand der totalen Panik auslöst. Er wird vom Gefühl übermannt, dass ihm der Lebensboden entzogen wird. Plötzlich wird deutlich, dass die eigene Frau der Lebenssinn war, die einzige «Anlaufstelle» für Sorgen, Nöte gewesen ist, Trost und Geborgenheit in einer «feindlichen männlichen Welt» geboten hat. Ohne sie droht nicht nur

die soziale Isolation, sondern das dunkle Loch von Verzweiflung, Angst und Alleinsein. In dieser Situation wird dann der Impuls ausgelöst, den dramatischen Untergang einem sukzessiven Elend vorzuziehen. Mord statt der schwierige Umgang mit Schmerz. Ohne ihre Frau – so «begreifen» diese Täter – sind sie nicht mehr lebensfähig.

Vertreibung aus dem Paradies

Trotz aller derzeitigen Veränderungen zeigen auch neueste Untersuchungen über die Sozialisation von Mädchen und Buben, dass sich an solchen Diskrepanzen nichts geändert hat. In der Vorbereitung auf das erwachsene Leben lernen Jungen wenig von dem, was Beziehung, Liebe und Partnerschaft erfordern. Das männliche Geschlecht wird noch immer einseitig auf Leistungsfähigkeit getrimmt. Das Emotionale, das selbstverständlich auch Männer brauchen, wird an die Frau delegiert; sie hat das Familienmonopol über das Gefühlvolle und speist damit den Mann. Sie ist – nicht bewusst, aber doch faktisch – sein Lebensquell. Die Trennungsankündigung ist dann der brutale Stoss aus dieser Sicherheit «Frau».

Um die männliche Paniktat wirklich zu verstehen, muss die emotionale Abhängigkeit vom Weiblichen als zentrales Thema im männlichen Lebenslauf besehen werden. Die Mutter steht im Zentrum des kindlichen Daseins; sie bringt uns nicht nur ins Leben, sondern gewährt und garantiert es. Unser Urvertrauen, die Basismuster von Liebe und Beziehung entstehen in der frühen Interaktion von Mutter und Kind. Umso traumatischer ist dann die notwendige Trennung von der Mutter. Hier hat es der Junge schwerer als das Mädchen, weil er Mann werden muss – also das andere Geschlecht als die Mutterfrau. Die feministische Psychoanalyse bezeichnet diesen Abnabelungsprozess einigermaßen dramatisch als «die männliche Wunde». Um Mann zu werden, muss der Junge plötzlich verleugnen, was er an Liebe, Vergnügen, Körpernähe und Geborgenheit positiv mit der Mutter verbindet. Er wird gewissermaßen aus dem Paradies vertrieben. Die um der Mannwerdung willen erzwungene Loslösung von der Mutter provoziert auch die Angst vor dem späteren Rückfall in die Symbiose – zum Beispiel in der erwachsenen Beziehung zur Partnerin.

In dieser traumatischen Trennung wird die Mutter für den Sohn selbst zur «schizophrenen» Figur – gute Mutter, böse Mutter.



Die männliche Wunde.

Um die Trennung schaffen zu können, muss der Junge verleugnen, was er alles positiv mit Mütterlichkeit verbindet. Das ist nur leistbar, indem das erste und wichtigste Liebesobjekt des Bubens entwicklungs geschichtlich mit Gefühlen der Ablehnung und der Fremdheit besetzt wird.

Es bleibt aber unbewusst auch immer die Angst, die Vertreibung aus dem mütterlichen Paradies könnte sich wiederholen. Diese Angst ist – wie die feministische Psychoanalyse belegt – ganz fest in den seelischen Erfahrungshaushalt des Mannes eingebrannt. Kündigt nun die Partnerin die endgültige Trennung an, wird das Kindheitstrauma des Jungen auf dramatische Art reaktiviert. Die schmerzhafteste Vergangenheit bricht noch einmal übermächtig auf. Die Trennungsentscheidung der geliebten Frau ist der zweite Stoß aus der weiblichen Sicherheit und einer zu viel. Statt noch einmal, nun als Erwachsener, ein Abnabelungs drama zu durchleben, wird die Partnerin als zweite Mutter umgebracht, und häufig folgt ihr der Mann in den Tod.

Nun ist das nicht unbedingt Schicksal. Wenn Männlichkeit gesellschaftlich so verändert würde, dass sie nicht mehr Gefühlspanzer bedeutet, sondern Dialogbereitschaft, müssten Männer aus ihrem Herzen keine Mördergrube

mehr machen, sondern könnten sich öffnen und ihre Sorgen benennen, müssten sie niemanden und auch nicht sich selber umbringen, sondern könnten gemeinsam nach Lösungen suchen. Die beste Prävention gegen den männlichen Familienmord wäre die Erweiterung der Männerrolle um die Aspekte erlaubter Schwäche und erlaubter Bitte um Hilfe. Dazu wäre es allerdings politisch nötig, die Probleme von Bubens und Männern überhaupt einmal in den Blick zu nehmen. Das geschieht bisher nicht einmal ansatzweise.

Bärfuss erklärt den Familienmord

Das kritisieren nahezu alle, die sich mit Männlichkeit, männlicher Sozialisation und männlichen Lebensentwürfen beschäftigen. Auch feministische Sozialwissenschaftlerinnen wie zum Beispiel Cheryl Benard und Edit Schläffer bemängeln, dass bei Bubens – im Gegensatz zu Mädchen – «in der Erziehung und in der Lebenswelt neue Ziele, neue Wertvorstellungen, neue charakterliche Richtlinien nicht wirklich vorkommen». Selbiges thematisiert auch die amerikanische Bestsellerautorin und Feministin Susan Faludi: Männern sollte der Gewinn einer veränderten Lebenseinstellung konstruktiv verdeutlicht werden. Dazu müsse man den Männern aber Wege weisen, die sie

beschreiten könnten, so wie der Staat das gegenüber den Frauen seit den 1970er Jahren getan habe. Davon sind wir in der Politik ebenso weit entfernt wie in der Pädagogik.

Im *Blick* erklärt der Schriftsteller Lukas Bärfuss den Familienmord mit der Struktur der Kleinfamilie. Sie sei ein Kerker für beide Geschlechter und würde Gewalt geradezu provozieren. Das ist ein unsinniger Rückfall in den Zeitgeist von 1968, wo es gang und gäbe war, alles Familiäre zu verdammen. Tatsache ist, dass wir ohne Familie gar nicht lebensfähig wären. Die Sozialwissenschaftler Andreas Lange und Kurt Lüscher konstatieren bündig: «Die Familie ist der bevorzugte Ort der Entstehung von Humanvermögen.» Die Bremer Neurobiologin Nicole Strüber ergänzt, dass nur die Familie «ein sicheres Fundament für eine gesunde und glückliche psychische Entwicklung» des Menschen schafft. Man sollte also nicht wie Bärfuss das Kind mit dem Bade ausschütten.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Bremen und Gutachter des Europarates für Männerfragen. Er ist Träger des Deutschen Sachbuchpreises. Seine jüngste Publikation ist «Was vom Manne übrig blieb». Hollstein lebt bei Basel.

Personenkontrolle

Gmür, Sommaruga, Bruhin, Berset, Lamon, Lauener, Pfister, Levrat, Rösti, Walti, Noser, Fehr Düsel, de Weck, Hofmann, Dönhoff, Zahnd, Musk, Elisabeth II., Johnson

Alois Gmür, Bierkönig, ist erbost. Der CVP-Nationalrat aus Einsiedeln im Kanton Schwyz sieht es nicht gerne, wenn die Transporteure bei der Auslieferung seines bekannten Einsiedler- oder Maisgold-Biers einen Umweg über Luzern fahren müssen. So geschehen nach der erneuten Sperrung der Axenstrasse. Gmür ärgert sich darüber, dass es mit dem Bau einer neuen Strasse am Axen nicht vorwärtsgeht. Jetzt will der Bierbrauer laut dem *Boten der Urschweiz* in der Finanzkommission und bei der zuständigen Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) Stimmung machen – am besten bei einem Becher Marke Eigengebräu. Denn schliesslich schwört Gmür darauf, dass Bier und Politik gut zusammenpassen. (hmo)

Lukas Bruhin, Fahnenflüchtiger, will sich beruflich neu orientieren. Der Generalsekretär von Bundesrat **Alain Berset** (SP) ist die Schlüsselperson bei der Planung, Steuerung und Koordination der Geschäfte des Departements des Innern. Nun hat er auf Ende Februar 2020 seinen Rücktritt angekündigt. Nach Informationsschefin **Nicole Lamon**, die schon vor der Sommerpause gegangen ist, verliert Berset damit eine weitere zentrale Figur seines engsten Zirkels. Von seinem ursprünglichen Beraterstab ist bloss noch der amtierende Informationsschef **Peter Lauener** übrig, der wohl bis zum «bitteren» Ende an der Seite von Bundesrat Alain Berset ausharren wird. (hmo)

Gerhard Pfister, Missionar, geht nach eigener Darstellung zweimal pro Monat in die Messe. Allerdings sei der regelmässige Besuch eines Gottesdiensts nicht Voraussetzung für die Unterstützung der CVP. Dies gab der Parteichef gegenüber Medienleuten zu verstehen. Dass die demonstrative Offenheit seiner serbelnden Partei für Nicht-Kirchgänger bei den kommenden Wahlen helfen könnte, ist trotzdem unwahrscheinlich. Pfister bräuchte, wenn schon, ein grösseres Wunder. (hmo)

Christian Levrat, Feminist, gewährte der Westschweizer Radiosendung «Forum» tiefe Einblicke in seine Familienorganisation. Als der SP-Präsident nämlich gefragt wurde, wie häufig er pro Woche Fleisch esse, gab er zu verstehen, dies liege in den Händen seiner Frau. Mit anderen Worten: Bei den Levrats ist die



Auf Nummer sicher: Elisabeth II.



Stimmung gut: CVP-Nationalrat Gmür.

Küche Frauensache und die Gleichstellung damit offenbar noch in weiter Ferne. Was für ein Hohn, wenn in der gleichen Sendung ausgerechnet SVP-Präsident **Albert Rösti**, der anders als Levrat nicht ständig für die Gleichstellung trommelt, den Radiohörern sein Familienmodell eröffnet: Weil seine Frau arbeite, besorge er folglich zweimal pro Woche den Haushalt. (hmo)

Beat Walti, Durchschnittspolitiker, hat kürzlich den Smartvote-Fragebogen ausgefüllt. Anhand dessen sollen sich die Wähler ein Bild vom politischen Profil des FDP-Fraktionschefs im Nationalrat machen. Doch leider ist das nicht gerade einfach. Walti ist auf Smartvote nämlich ziemlich profillos: von allem ein bisschen. In der grafischen Entsprechung des Smartspiders ist seine Position dargestellt als Annäherung an einen Kreis: ungefähr ebenso viel Umweltschutz wie wirtschaftliche Freiheit, «Law and Order» und «umfassender Sozialstaat». Fast noch ratloser lässt einen der Smartvote-Auftritt von Ständeratskandidat **Ruedi Noser** (ebenfalls FDP) zurück: Hatte er sich an der FDP-Delegiertenversammlung im Juni noch für die Ausdehnung der CO₂-Abgabe auf Benzin und Diesel starkgemacht, ist er laut Smartvote-Fragebogen jetzt plötzlich gegen eine solche Abgabe auf Treibstoffe. (fsc)

Nina Fehr Düsel, Stimmensammlerin, geht draufgängerisch ans Werk. Als Vierzehnjäh-



Tiefe Einblicke: SP-Präsident Levrat.



Doppelt hält besser: SVP-Kandidatin Fehr Düsel.

rige hat die heutige SVP-Nationalratskandidatin dem *Beobachter* noch erklärt: «Mein Vater ist Kantonsrat bei der SVP. Ich aber würde, wenn schon, den Grünen beitreten.» In der Stadt Zürich forderte Fehr Düsel mehr staatliche Kinderkrippen, und auch in Sachen Alternativenenergie ist sie meilenweit vom SVP-Kurs entfernt. Jetzt fordert die Küsnachterin die Stimmbürger auf Facebook auf: «Liste 1 nehmen, jemanden streichen und mich nochmals hinschreiben.» Und dann noch deutlicher: «Eine beliebige Liste nehmen und mich zweimal hinschreiben.» Merke: Für Nina Fehr Düsel ist die politische Linie so ziemlich «beliebig». Ihr Hauptanliegen heisst «zweimal». Nämlich zweimal Fehr Düsel. (gut)

Roger de Weck, Zeitzeuge, hat, wenn man raten muss, keine allzu grosse Freude an einem kürzlich erschienenen Buch. Es geht um die vom deutschen Journalisten **Gunter Hofmann** verfasste, epochemachende Biografie der langjährigen Herausgeberin der Wochenzeitung *Die Zeit*, **Marion Gräfin Dönhoff** (1909–2002). Während Jahrzehnten kreuzten sich die Wege der deutschen Verlegerin und des Schweizer Journalisten de Weck regelmässig. Von 1997 bis 2001 amtierte de Weck gar als Chefredaktor unter der Gräfin. Aus der Warte des späteren SRG-Generaldirektors ist das Buch nicht etwa deswegen mutmasslich unerfreulich, weil er darin in einem ungünstigen Licht erschien. Nein, Roger de Weck, der selber

grosse Stücke auf seine Zeit bei der *Zeit* hält, glänzt in dem Text durch Abwesenheit. (fsc)

Sascha Zahnd, Phantom, ist wieder aufgetaucht. Der aus dem Berner Seeland stammende Manager verantwortete in den letzten Jahren als direkt Untergebener von Tesla-Chef **Elon Musk** den globalen Einkauf. Seit letztem Frühjahr war sein Büro im Silicon Valley verwaist. Jetzt erfuhr die *Weltwoche* aus sicherer Quelle, was der *Blick* bereits gemutmasst hat: Zahnd ist neuer Europachef des Elektroautoherstellers. Das Unternehmen selbst kommuniziert keine Personalien. Um die Personalpolitik Teslas ranken sich viele Mythen. So auch die Theorie, nach der Firmengründer Elon Musk seine engsten Mitarbeiter niemals aus dem Silicon Valley davonziehen lasse. Was hiermit widerlegt wäre. Offenbar hat die Leistung von Zahnd, der ursprünglich von Ikea zu Tesla kam, den Chef derart überzeugt, dass er für den Schweizer eine Ausnahme gemacht hat. Zahnd wird der Verdienst zugeschrieben, durch die Neuordnung des Einkaufs die früher notorischen Produktionsengpässe entschärft zu haben. (fsc)

Elisabeth II., Königin von Gottes Gnaden, ist doppelt sauer auf ihren Premierminister **Boris Johnson**: zum einen, weil er ihr bei seinem Gesuch zur Suspendierung des Parlaments nicht die volle Wahrheit sagte; zum anderen, weil er bei seinem «I am sorry»-Anruf hinter ihren Erwartungen zurückblieb. Elisabeth II. und ihre Berater waren davon ausgegangen, dass Johnson seinen Rücktritt anbieten würde. Die Geschichte hat dennoch Konsequenzen: Im Buckingham Palace überlegt man, künftig die Privataudienzen zwischen Souverän und Premier – erstmals in der Geschichte – aufzuzeichnen. Denn bei Johnson wolle man auf Nummer sicher gehen. (ky)

Nachruf



Freiheitskämpfer: Kornel Morawiecki.

Kornel Morawiecki (1941–2019) — Er hatte eigentlich in Quantenfeldtheorie promoviert, doch seine Leidenschaft und Lebenskraft galten dem Freiheitskampf Polens. Nach dem Mauerfall bewies er, dass er nicht nur ein Kämpfer gegen menschenverachtende totalitäre Utopien war, sondern vor allem ein Anwalt jener Bürger, welchen Unrecht aus welcher Ecke auch immer geschah.

Schon 1968 demonstrierte Kornel Morawiecki gegen die sowjetische Besetzung der Tschechoslowakei. Im Dezember 1970 war er wieder «unterwegs», diesmal an vorderster Front mit den Danziger Werftarbeitern. Er war überzeugt, dass das sowjetische Reich dem Untergang geweiht sei. Konsequenterweise kritisierte er die aufs Erringen von Konzessionen ausgerichtete Politik der Solidarnosc. Er forderte nichts weniger als den vollständigen Regimewechsel. Nach

der Verhängung des Kriegsrechts im Dezember 1980 tauchte er unter und war der meistgesuchte Oppositionelle in Polen. Ohne Zweifel prägte dieser spektakuläre Untergrundkampf Kornels seinen 1968 geborenen Sohn Mateusz, den jetzigen polnischen Premierminister, der selbst als Schüler illegale Pamphlete verteilte.

Morawiecki zitierte bei Gelegenheit seinen Vater, der ihm auf die Frage, wie er und seine Familie die bestialische deutsche Besetzung ertragen hätten, erwiderte, sie seien oft verzweifelt gewesen, hätten aber auch immer eines gewusst: «Das Böse» schlechthin könne nicht ewig dauern. Deshalb habe er mit Seelenverwandten die «kämpfende Solidarnosc» gegründet. Auch das «kommunistische Böse» sollte sich nicht über Verhandlungen und einen Kompromiss in das neue Polen hinüberretten. Er lehnte es ab, am berühmten Runden Tisch teilzunehmen, da er den bisherigen Eliten misstraute.

2015 in das polnische Parlament (Sejm) gewählt, schien er zeitweise einsam und seine Voten wurden manchmal als etwas abgehoben wahrgenommen. Aber ein tiefer Respekt vor dem Kämpfer war immer und bei allen da. Kein Volk hinter dem Eisernen Vorhang hat alle zehn Jahre gegen das lähmende Diktat Moskaus und dessen lokale Wasserträger revoltiert wie die Polen. Und Kornel Morawiecki war der Prototyp eines freiheitsbesessenen Polen. Seinem Sohn, dem heutigen Premierminister, empfahl er nur eines: «Dienen ist die höchste Form des Regierens.»

Andrej Motyl, ehemaliger Schweizer Botschafter in Polen

15 Gründe für die neue

Ausgabe: 15 Aktien

fürs Leben.

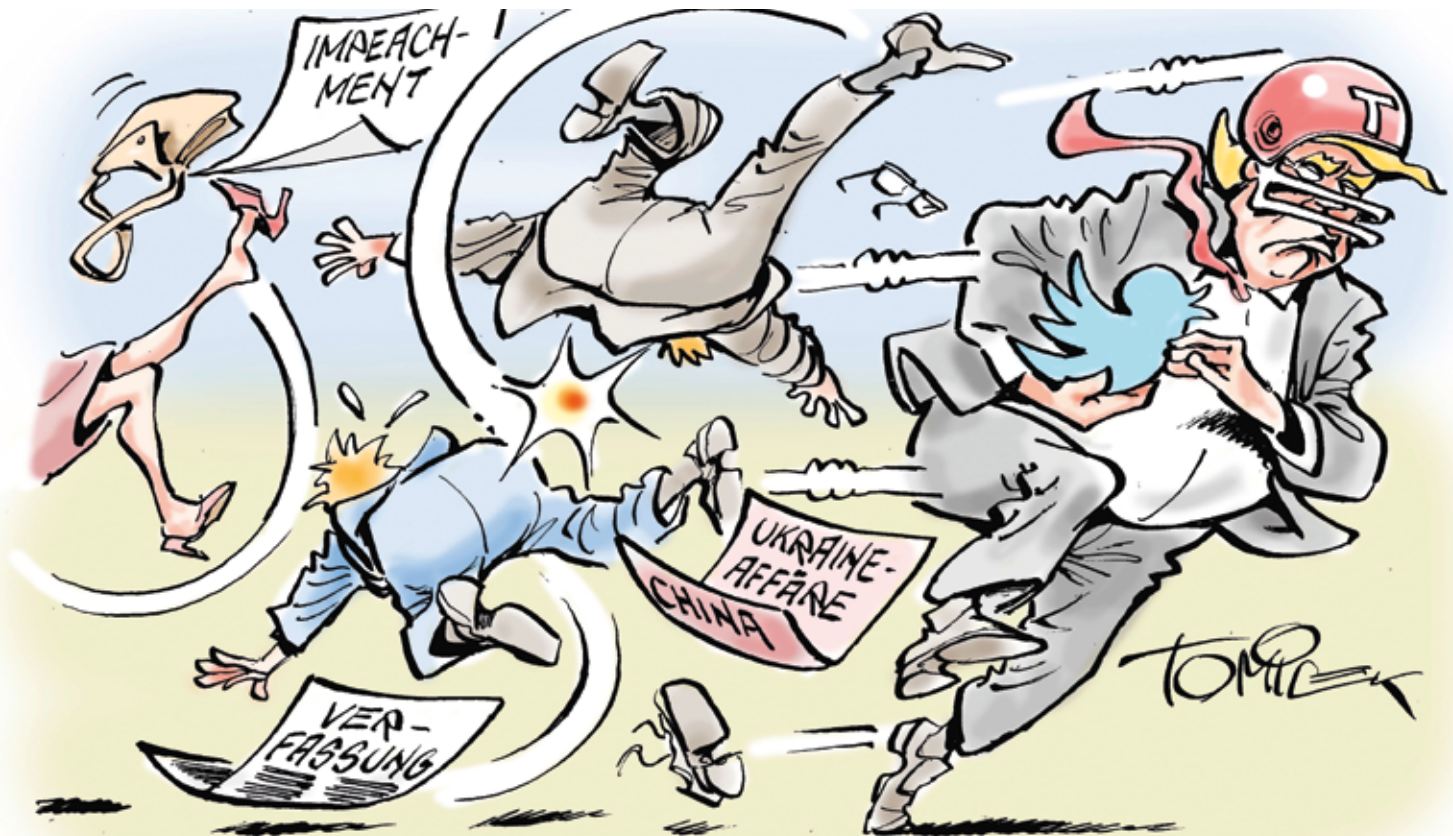
Diese Woche:
DeepL – das bessere Google.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung



Inland

Die organisierte Klimajugend plant für nächstes Jahr einen **landesweiten Generalstreik**. SPS-Fraktionschef Roger Nordmann will Flüge pro Person limitieren.

In Katar endet die 17. Leichtathletik-WM mit Blessuren, Hitzeschlägen und Dopingverdächtigungen. Für das schweizerische Highlight sorgt die Bernerin **Mujinga Kambundji**: Sie gewinnt im Sprint über 200 Meter die Bronzemedaille.

Der Krienser Imam Abdulrahman O. rief in seiner Moschee dazu auf, «widerspenstige» Frauen notfalls mit Gewalt zu züchtigen, wie die *Sonntagszeitung* herausfand. Das **Egerkinger Komitee** muss auf richterliche Anordnung seine Plakate überkleben: Die Gruppe um SVP-Nationalrat Walter Wobmann hatte freisinnige Politiker, darunter Parteipräsidentin **Petra Gössi**, angeprangert, «radikale Islamisten zu schützen». Die FDP-Fraktion hatte zusammen mit der Linken in der Herbstsession einen Vorstoss abgelehnt, der die Überwachung radikaler Islamisten und einschlägiger Moscheen forderte.

Gemäss Entschädigungsexperte Urs Klingler kassieren Nationalräte neben ihren ordentlichen Bezügen (rund 140 000 Franken) durchschnittlich weitere 30 000 Franken für **Lobby-Mandate** – Mitglieder des Ständerats kommen auf durchschnittlich 110 000 Franken Zusatz-

einkünfte. Die Bundeskanzlei vermeldet, dass sich noch nie so viele Kandidaten zur Wahl in den Nationalrat beworben haben: 4652 Männer und Frauen.

Noch nie sind die Löhne in der Schweiz so wenig gestiegen wie in den vergangenen Jahren. Mehr als 1 Prozent Lohnerhöhung gab es letztmals 2009. Im gleichen Jahr wurde die totale Personenfreizügigkeit mit der EU-25 bestätigt und – mit gewissen Einschränkungen – auf Rumänien und Bulgarien ausgedehnt. Der **Lohndruck** ist im Portemonnaie der Schweizer Angestellten angekommen.

Ausland

In Washington beginnen die Impeachment-Ermittlungen gegen **Donald Trump**. Dieser geht in die Offensive und fordert China auf, die Machenschaften seines demokratischen Herausforderers Joe Biden und dessen Sohnes wegen Begünstigung ebenfalls zu untersuchen. Der junge Biden soll zudem in Korruptionsvorgängen in der Ukraine verwickelt sein.

Vor dreissig Jahren fällt die **Mauer** in Deutschland. In Portugal gewinnen die Sozialisten die Parlamentswahlen. In Saudi-Arabien dürfen Frauen neu Hotelzimmer selber buchen.

In Thailand stürzt eine Elefantenherde einen Wasserfall hinunter. Die älteren Elefanten

wollten ein Junges retten, das von den Wellen erfasst worden war. Der Europäische Gerichtshof fällt ein Urteil zu Hasskommentaren: **Facebook** muss weltweit löschen. «Joker» mit **Joaquin Phoenix** in der Hauptrolle läuft an. Es wird mit einer Ticket-Einnahme von 93,5 Millionen Dollar der erfolgreichste Filmstart im Monat Oktober, den es je gab.

In **Paris** werden fünf Polizisten von einem Kollegen erstochen. Tage später stellt sich heraus: Der Täter war ein radikaler Islamist. Es bahnt sich ein politischer Skandal an, denn die Identität des Attentäters wurde nur bekannt, weil die Polizei der Presse heimlich Informationen zuspülte. Das französische Innenministerium wollte den islamistischen Hintergrund der Tat offenbar verheimlichen.

Boris Johnson legt der EU ein «erstes und letztes» Brexit-Angebot vor. Hauptstreitpunkt: der Grenzübergang zwischen dem britischen Nordirland und Irland. Am 8. Oktober erscheint «**Die Kakerlake**», das neue Buch des britischen Erfolgsautors Ian McEwan. In der 112 Seiten starken Tirade schreibt McEwan sich den Hass auf den Brexit von der Seele. Die titelgebende Kakerlake ist ein Mischwesen aus Theresa May und Boris Johnson.

London behauptet sich als führendes Finanzzentrum: kein Anzeichen von Niedergang trotz Brexit-Turbulenzen.

Peter Keller

NEW SUZUKI VITARA 4x4

BEREITS FÜR **Fr. 24 990.-**
ODER AB **Fr. 189.-/MONAT**



New Suzuki Vitara Compact Top 4x4

BOOSTERJET 1.4-Liter-Turbomotor

ALLGRIP 4x4

HIGHLIGHTS

- ALLGRIP 4x4-TECHNOLOGIE
- NOTBREMSASSISTENT MIT KOLLISIONSWARNER
- SPURHALTEASSISTENT MIT AKTIVEM LENKEINGRIFF
- SPURLEITASSISTENT
- QUERVERKEHRSWARNER (HINTEN)
- VERKEHRSZEICHENERKENNUNG
- TEMPOMAT MIT AKTIVER GESCHWINDIGKEITS-REGELUNG INKLUSIVE STAUASSISTENT
- AUCH ALS 4x4 AUTOMAT

SUZUKI FAHREN, TREIBSTOFF SPAREN: New Suzuki Vitara UNICO® 4x4, 5-türig, Fr. 24 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.8l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO₂-Emissionen: 133 g/km; CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 31 g/km; **Hauptbild:** New Suzuki Vitara Compact Top 4x4, 6-Gang manuell, 5-türig, Fr. 30 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.1l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO₂-Emissionen: 139 g/km; CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 32 g/km; Durchschnittswert CO₂-Emissionen aller in der Schweiz neu immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 137 g/km.

SUZUKI
0.9%
HIT-LEASING

Leasing-Konditionen: 24 Monate Laufzeit, 10 000 km pro Jahr, effektiver Jahreszins 0.9%. Vollkasko-versicherung obligatorisch, Sonderzahlung: 30% vom Nettoverkaufspreis. Der Leasing-Zinssatz ist an die Laufzeit gebunden. Ihr offizieller Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein individuell auf Sie zugeschnittenes Leasing-Angebot für den Suzuki Ihrer Wahl. Leasing-Partner ist die MultiLease AG. **Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.**

Die kompakte Nr. 1


SUZUKI

Way of Life!

www.suzuki.ch

Schriftsteller gegen rechts

Von Christoph Mörgeli

Dem Unterhaltungsautor Martin Suter verdanken wir tiefe Einblicke ins Schlafzimmer: «Ich bin beim Sex schon eingeschlafen.» In der letzten *Sonntagszeitung* äusserte er ähnlich aufregende Ansichten zur Politik. Wie schon früher. Blochers Asylgesetz, das die Stimmbürger mit fast 70 Prozent unterstützt haben, bezeichnete Suter als «Schande für die Schweiz». Dennoch ist er nach längerer Abwesenheit wieder in die schändliche Heimat zurückgekehrt.

«Diesmal habe ich ganz zeitgeistig viel Grün gewählt», lässt uns Martin Suter wissen. Sprach's, und setzte sich ins Flugzeug Richtung Zweitwohnsitz in Marrakesch. Mit dem guten Gefühl, etwas fürs Klima getan zu haben. Wie wenn er sich ein Jahresabonnement fürs Fitnessstudio gekauft hätte, um zwölf Monate lang umso gieriger über jedes Achtgang-Menü herzufallen. Aber Suter ist auch rot: «Meine Sympathien haben die Sozialdemokraten immer noch.» So der Nadelstreifenpoet, der zum Erfolg seines neusten Buchs sagt: «Der Champagner war ein bisschen teurer als sonst.» Früher wohnte er auf Ibiza. Am liebsten aber in Guatemala. Denn unter lauter Armen lebt es sich als Reicher noch schöner.

Ganz schlimm sind für den geschniegelten Massanzugträger die SVP-Wähler («man kann da nicht differenzieren»). Denn die seien allesamt «rechts» und für seine parfümgewohnte Nase «schlicht zu primitiv». Wäre er noch jung, so Suter, würde er eine «Anti-rechts-Partei» gründen. «Eigentlich finde ich nur doof, was der Köppel macht.» Suter wäre nie so doof, gratis in 162 Zürcher Gemeinden vor nicht zahlendem Publikum zu reden. Denn Multimillionär Suter lässt sich sogar den Zugang zu seiner Webpage vergolden. Auch als er von der Pro Helvetia 140 000 Franken für die Übersetzung seiner unsterblichen Werke abzockte, hat Suter den mitzahlenden SVP-Wählern ihr Steuergeld nicht zurückgeschickt.

Manchmal schaut Martin Suter nach eigenem Bekunden morgens in den Spiegel, um sich danach noch einmal umzuziehen. Garagisten, Sanitärinstallateure oder Hilfsarbeiter, die SVP wählen, haben dazu keine Zeit. Suter sehnt sich nach einer Skeleton-Fahrt auf dem Cresta Run in St. Moritz. Auch das ist nicht gerade eine sozialdemokratische Massensportart. «Ich finde, dass Schreiben sehr viel mit Weglassen zu tun hat», sagt Suter. Er wäre besser, wenn er dieser Devise auch beim Reden nachleben würde.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Unter den Rock der EU

Von Peter Bodenmann — Wir sind Anpasserinnen und Anpasser. Immer etwas spät unterwegs, aber nie zu spät. Und deshalb höchst erfolgreich.



Man kann alles kündigen: EU-Beitritt, EWR-Mitgliedschaft und Rahmenvertrag. Johnson beweist es.

Leiden die Norwegerinnen und Norweger unter dem EWR? Offenbar nicht, denn keine Partei will raus aus diesem Vertrag. Gleiches Bild in Liechtenstein. Dem Ländle und seinem Erbprinzen gefällt es so, wie es ist. Beide Länder leben im Paradies der selbstgewählten Nische, welche die Schweiz 1992 wegen den Grünen und verwirrten Sozialdemokraten verschmäht hat. Diese waren die Mehrheitsbeschaffer für Christoph Blocher. Und haben sich seither in die Büsche geschlagen.

Wiederholt sich das gleiche Theater? Vielleicht. 1992 warnte uns Ruedi Strahm vor dem ökologischen Niedergang nach einer Annahme des EWR. Eingetreten ist genau das Gegenteil. Jetzt warnt er uns vor dem Rahmenvertrag. Na so was.

Lange behaupteten die Schweizer Gegner eines EU-Beitritts, wer einmal Mitglied dieses Vereins sei, könne diesen nie mehr verlassen. Sei auf ewig ein Gefangener Brüssels und seiner Bürokraten. Ein grosser Mumpitz. Grossbritannien hätte die EU längst verlassen, wenn Regierung und Unterhaus nur wüssten, welchen Weg sie wählen wollten.

Boris Johnson seinerseits will – entgegen seinen Ankündigungen – keinen schnellen und harten Brexit, sondern einen quälend langsamen. Das wortgewaltige Lamentieren ist Vorwand und Vorwahlkampf in einem. Johnson will in erster Linie Neuwahlen, weil

ihm die politische Grosswetterlage – vermutlich nicht ganz zu Unrecht – günstig erscheint. Deshalb schickt er das Parlament schon wieder in die Ferien.

Was bedeutet dieses britische Theater für die Schweiz? Das Rahmenabkommen mit der EU ist vielleicht nicht das Gelbe vom Ei. Es lässt einige Fragen offen. Kommt Zeit, kommt Rat und vielleicht ab und zu auch etwas Unrat. Spielt eigentlich keine Rolle. Wenn der Rahmenvertrag nicht hält, was uns Ignazio Cassis und Roberto Balzaretto versprechen, kann man ihn auch wieder kündigen. Etwa mittels der neuen Mehrheit im Bundesrat oder einer weiteren Kündigungsinitiative.

Weltweit bilden sich derweil rasend schnell drei wirtschaftspolitische Machtblöcke: die USA, China und die EU. Sie nehmen nur sich und ihresgleichen ernst. Sobald sich die Schweiz dank dem Rahmenabkommen unter dem Rock der EU eingerichtet hat, wird sie dieses warme Nest nicht mehr verlassen. Weil wir uns seit der Schlacht von Marignano mental und genetisch zu höchst erfolgreichen Anpasserinnen und Anpassern entwickelt haben. Die SVP fürchtet nichts mehr als diese schleichende Macht der Gewohnheit. Absolut zu Recht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der geplante Zusammenschluss
von Sunrise und UPC macht Sinn.

Gut für die Zukunft:

Attraktive neue Angebote
im grössten Breitband- und
Mobilfunknetz.

Gut für die Kunden:

Bessere Leistungen, attraktivere Preise.

Gut für die Schweiz:

Sunrise führt UPC zurück in Schweizer Hände
mit höchster Qualität.

Gut für die Aktionäre:

Sunrise schafft Mehrwert und bleibt ein
starker Dividententitel.



«SMILE»: Chris & Mike im «Riverside»

Vier Hände, ein Spektakel

Wenn Chris & Mike in ihre 176 Tasten hauen, hält es niemand mehr auf den Sitzen. Erleben Sie die mitreissende Boogie-Woogie-Musikshow im «Riverside», begleitet von einem exklusiven 3-Gang-Dinner, auf dem Areal der ehemaligen Spinnerei in Glattfelden.

Der Titel «SMILE» der Live-Show von Chris & Mike ist Programm. Mit ihrem brandneuen Konzert- und Gala-Programm stehen die begnadeten Entertainer für musikalische Vielseitigkeit, verspielte Improvisationen und humorvolle Moderationen.

Mit ausgeklügelter Technik und grenzenloser Spielfreude gewinnen die beiden Tastenakrobaten den Saiten ihrer Spezialpianos immer wieder verblüffende Seiten ab. Seit über einem Vierteljahrhundert gehören die beiden Zürcher Oberländer zu den Meistern ihres Genres.

Auf höchstem Niveau ist auch das Rahmenprogramm: Für kulinarische Höhenflüge sorgt das 3-Gang-Dinner. Weiterer Höhepunkt dieses Arrangements für *Weltwoche*-Abonnenten ist die Übernachtung in einem

Lodge-Zimmer des Hotels «Riverside» im Alpenchic-Ambiente. Nach einer erholsamen Nacht starten Sie mit einem reichhaltigen Frühstück in den neuen Tag.



Platin-Club-Spezialangebot

Chris & Mike: «SMILE»
Live-Spektakel im Hotel «Riverside», Glattfelden

Datum:
9. November 2019, 18.30 Uhr

- Programm:**
- 18.30 Uhr: Türöffnung
 - 19.00 Uhr: Opening Chris & Mike
 - 19.30 Uhr: 3-Gang-Dinner inkl. Mineralwasser, Bier, Wein, Kaffee
 - 21.00 Uhr: Musikshow Chris & Mike inkl. Übernachtung im Lodge-Zimmer mit Frühstück

Spezialangebot:
Fr. 249.– pro Person (statt Fr. 299.–)

Buchung:
Reservieren Sie Ihren Platz unter Tel. 043 500 92 92 – bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:
Seminar- und Eventhotel «Riverside»
Spinnerei Lettenstrasse
8192 Glattfelden
www.riverside.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Skandal, Skandal, Skandal

Von Kurt W. Zimmermann — Was lernen wir aus dem Fall Credit Suisse?
Alle Journalisten sind Boulevardjournalisten. Alle.

Sogenannte Boulevardmedien, wie man weiss, drücken sich undifferenziert aus. Der *Blick* nannte es darum den «CS-Skandal». Auch *20Minuten* nannte es den «CS-Skandal».

Sogenannte Qualitätsmedien, wie man weiss, drücken sich differenzierter aus. Die *Neue Zürcher Zeitung* nannte es darum den «CS-Skandal». Auch das Schweizer Fernsehen nannte es den «CS-Skandal».

Wenn alle Redaktionen, von privat bis öffentlich, von bezahlt bis gratis, von gehoben bis volksnah, wenn alle dieselbe Skandal-Schlagzeile trompeten, dann müssen wir schlichte Medienkonsumenten in Vorsichtstellung geraten. Dann haben wir es mit einem Fall von Mainstream zu tun.

Medien-Mainstream heisst, dass alle Journalisten in demselben Strom schwimmen. Alle treiben im Sog hinunter, keiner ist flussaufwärts unterwegs. Denn flussaufwärts ist anstrengend im Leben.

In dieser Betrachtung ist der Fall bei der Credit Suisse ein sehr interessanter Fall. Ich glaube, es wurde hier womöglich ein neuer Rekord der Skandalisierung aufgestellt. Ich kann mich nicht erinnern, dass in einem Wirtschaftsfall die journalistische Wirklichkeit und die wirkliche Wirklichkeit derart weit auseinanderklafften.

Was war wirklich geschehen? Tidjane Thiam, der CS-Chef von der Elfenbeinküste, und Iqbal Khan, sein Geschäftsleitungskollege aus Pakistan, waren Nachbarn. Sie stritten sich über Baulärm, Zufahrtswege und Baumbestände und würzten ihren Konflikt – wie oft branchenüblich – mit flotter Verwendung von Alkohol. Schliesslich kündigte Khan und wechselte zum Konkurrenten UBS, worauf ihn die CS – ebenfalls wie oft branchenüblich – überwachen liess, um mögliche Abwerbungen von Grosskunden zu unterbinden.

Und was machten die Journalisten daraus? Sie machten aus dem Nachbarschaftsstreit eine helvetische Systemkrise. Die gesamte Schweiz stand nun vor dem Untergang.

«Der CS-Skandal schadet dem Schweizer Erfolgsmodell», erkannte alarmistisch die NZZ. «Die Schweiz blamiert sich gerade vor der ganzen Welt», erkannte alarmistisch der *Blick*. Einen «Rufschaden für den gesamten Schweizer Bankenplatz» erkannte alarmistisch der *Tages-Anzeiger*.

Echt jetzt? In Wirklichkeit nahm wegen des Männerstreits kein einziger CS-Kunde Schaden. Kein einziger Mitarbeiter war davon be-



Taumel der Wirtschaftsjournaliste: CS-Chef Thiam.

troffen. Keine einzige Transaktion ging deswegen schief. Und selbst die Schweiz blieb die Schweiz.

Bemerkenswert am hochgeblasenen «CS-Skandal» war, dass diesmal die Wirtschaftsjournalisten durchdrehten. Wirtschaftsjournalisten sehen sich ansonsten gern als die coolen Hunde der journalistischen Gilde, die sich, im Gegensatz zu den dauerhysterischen Kollegen aus der Politik, nicht so schnell aus der Contenance bringen lassen.

Diesmal war der Reiz des Boulevards zu übermächtig. Die coolen Hunde verfielen in erhitzte Massenhysterie. Der Taumel der Wirtschaftsjournaliste wurde zusätzlich dadurch verstärkt, dass die zwei absoluten Top-Profis der PR-Branche wechselseitig im Getümmel aktiv waren. CS-CEO Thiam liess sich von Urs Lauffer beraten. Gegenspieler Khan vertraute auf Aloys Hirzel.

Wenn die Kommunikationslegenden Hirzel und Lauffer ins Spiel kommen, dann setzt jeweils ein besonderer Effekt ein. Dann vermutet sofort jeder Journalist, dass die ganz grosse Story lauert, weil man ansonsten keine solchen Spindoktors braucht.

Ja, die Story hatte alles, was der Boulevard braucht. Es ging in der Männerfeindschaft um Geld, Macht, Rivalität und Verrat. Nur ein Element fehlte bisher. Es fehlte der Sex.

Aber das kann ja noch werden.

Alles Banane

Von Henryk M. Broder — Diktatur, nicht Unrechtsstaat.

Dreissig Jahre nach dem Fall der Mauer und dem Ende der DDR wird in der Berliner Republik noch immer – oder schon wieder – darüber diskutiert, was da untergegangen ist. Die Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern, Manuela Schwesig (SPD), sagt, die DDR sei zwar «eine Diktatur» gewesen, ohne Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Demonstrationsfreiheit, freie Wahlen und das Recht auf Opposition, dennoch sollte man es unterlassen, von einem «Unrechtsstaat» zu sprechen, denn das Wort wirke so, «als sei das ganze Leben Unrecht gewesen». Vonnöten sei aber «mehr Respekt vor ostdeutschen Lebensleistungen».



Der Ministerpräsident von Thüringen, Bodo Ramelow (Linke), geht noch einen Schritt weiter: «Die DDR war eindeutig kein Rechtsstaat. Der Begriff «Unrechtsstaat» aber ist für mich persönlich unmittelbar und ausschliesslich mit der Zeit der Nazi-Herrschaft verbunden.»

Diese Aussage ist so gewagt wie ein Hochseilakt über einem Abgrund voller Giftschlangen. Ramelow, ein westdeutscher Gewerkschafter, der im Osten politische Karriere gemacht hat, setzt «Unrechtsstaat» mit der «Zeit der Nazi-Herrschaft» gleich, als hätte es vorher und nachher keine Unrechtsstaaten gegeben. Er ist nicht der Einzige, der das Dritte Reich zum Massstab aller Dinge nimmt. Er macht es nicht, um die Nazis zu glorifizieren, er macht es, um andere Unrechtssysteme zu verharmlosen, den Kommunismus zum Beispiel. Die Gulags waren schlimm, aber die Konzentrationslager waren noch schlimmer. Seine Kollegin aus Mecklenburg-Vorpommern versucht es mit semantischen Trickereien. Ja, die DDR war eine Diktatur, aber nicht unbedingt ein Unrechtsstaat. Könnte es eine Diktatur und ein Rechtsstaat gewesen sein? Das nicht, sagt Frau Schwesig, aber «Unrechtsstaat» werde von vielen Ex-Bürgern der DDR als «herabsetzend» empfunden.

Also Diktatur ja, aber weder Rechts- noch Unrechtsstaat. Irgendetwas dazwischen. Vielleicht ein Rechtsstaat an geraden Tagen und ein Unrechtsstaat an ungeraden? Das müssen wir jetzt diskutieren, dreissig Jahre nach dem Mauerfall. Dazu fällt mir ein alter DDR-Witz ein. Kommt ein Mann in einen Konsum-Laden und sagt: «Ich hätte gerne ein Kilo Bananen.» Sagt die Verkäuferin: «Hier gibt es keine Orangen. Keine Bananen gibt es nebenan.»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man den Gastgeber bei einem privaten Essen fragen, wo er den Wein gekauft hat und was dieser gekostet hat? Oder trete ich in ein Fettnäpfchen, wenn es ein Sonderangebot war oder er den Wein geschenkt bekommen hat?

Paul Wuffli, Derendingen

Heute ist es – Internet sei Dank – nicht mehr schwierig, herauszufinden, was ein Wein kostet. Der Preis sagt allerdings nicht viel über seinen Wert aus, denn teure Weine sind nicht zwingend hochwertiger als günstige. Einen schönen Beaujolais kann man schon für weniger als zwanzig Franken finden, und er passt viel besser zu einer edlen Terrine als der über- und überholzte Cabernet aus Kalifornien. Viel spannender ist es, den Grund für die Weinauswahl zu erfahren und zu beurteilen, wie gut er mit dem Essen harmoniert.

Chandra Kurt, Wein-Publizistin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Bis jemand in den Medien als linksextrem bezeichnet wird, muss er Bomben ins Parlament werfen oder Autos in die Luft sprengen.» *Guido Tognoni*

Klotzig und protzig

Nr. 40 – «Mehr Fantasie»;
Editorial von Roger Köppel

Ursprünglich galten Monsieur Thiam, der an französischen Eliteuniversitäten ausgebildete Akademiker mit praktischen Erfahrungen in der Politik, und Aufsteiger Khan, ehemaliger kaufmännischer Lehrling mit Revisorenausbildung, als Dreamteam in der Credit Suisse. Beiden fehlt der schweizerische Rhesusfaktor. Khans exorbitanter Ehrgeiz und Karriereansprüche mussten schiefgehen. Es war ein klassischer Fehler und die Kausalursache des Zerwürfnisses, dass das Mitglied der Geschäftsleitung und Shootingstar Khan seine Millionenvilla gleich neben seinem zuerst dort wohnenden Chef Thiam aus welchen Eitelkeitsgründen auch immer am Millionenhügel in Herrliberg erwarb und diese während zweier Jahre mit entsprechenden Bauimmissionen klotzig und protzig aufrüstete. Die vermittelnden Immobilienmakler mit entsprechenden Provisionen hätten Khan von seinem absehbar provokativen und problemschaffenden Villenkauf und dem Verlust von wichtiger *privacy* abraten müssen.

Roger E. Schärer, Trin-Mulin

Gipfel der Scheinheiligkeit

Nr. 39 – «Selbstbediener im Bundeshaus»;
Philipp Gut und Hubert Mooser
über Parlamentarier

Die sogenannten Volksvertreter im Selbstbedienungsladen – an das Volk denken sie erst wieder vor der nächsten Wahl. *Jan Kansy, Zürich*

Wann endlich merken die Bürger, dass das Polit-Regime in der Schweiz falsch funktioniert – dass es nämlich jedem Bürger wirtschaftlichen Schaden zufügt, indem es die Erträge und Gewinne aus dem Staatsgeschäft nicht den berechtigten Bürgern zuführt, sondern nach eigenen Präferenzen in andere, fremde Kanäle fließen lässt? Unsere Volksvertreter haben das Staatsgeschäft primär so zu betreiben und zu verwalten, dass die Bürger von den Erträgen und Gewinnen der Staatswirtschaft gut leben können. *Annemarie Stauffacher, Sool*

Erstmals kompetent

Nr. 40 – «Das Märchen von den Pillen-Toten»; Christoph Mörgeli
über den Psychiater Roland Kuhn

Der erste kompetente Artikel, den ich über das Thema lese. Wahrscheinlich bleibt es auch der einzige. *Hanspeter Dudli, Psychiater, Zürich*



«Exorbitanter Ehrgeiz»: *Weltwoche*-Cover.

Ich habe mich mit ein paar Kollegen immer wieder gegen die Demontage des Rufes von Professor Roland Kuhn gewehrt. Wir sind überzeugt, dass Kuhn eigentlich den Nobelpreis verdient hätte. Mit Jahrgang 1940 kann ich mich sehr gut erinnern, wie die Psychiatriepatienten an den Gittern hingen und schrien. Die Psychiatrie wurde im Thurgau von den Politikern bis 1983 sehr stiefmütterlich behandelt. Ich habe deshalb angenommen, der Regierungsrat wolle sich für die menschenunwürdigen Zustände in der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen und für die unterlassene Aufsicht entschuldigen. Für die Patienten haben sich die Zustände in Münsterlingen erst nach der Krediterteilung 1983 für eine umfassende Renovation sämtlicher Gebäude und die Entwicklung eines Psychiatriekonzeptes gebessert.

Alfred Muggli, Dr. med., alt Kantonsarzt, Steckborn

Seit meinem Amtsantritt als Chefarzt des 1972 neueröffneten kantonalen Instituts für Pathologie in Münsterlingen hatte ich zu Roland Kuhn immer einen sehr guten Kontakt. Den Staatsarchivar des Kantons Thurgau habe ich noch vor dem Beginn der grossen Untersuchung ausdrücklich auf die vorhandenen Sektionsberichte in den Krankengeschichten und ebenso auf acht von mir geleitete Doktorarbeiten hingewiesen, die sich unter anderem mit den pathologisch-anatomischen Sektionsbefunden bei Patienten mit einer Schizophrenie oder bei den sogenannten Idioten befassen. Speziell untersucht haben wir auch die Sektionsbefunde bei plötzlich und unerwartet verstorbenen Psychia-

trientpatienten sowie bei Unfällen und Suiziden. In Anbetracht meiner langjährigen Tätigkeit für und in Münsterlingen (ich war bereits von 1961 bis 1964 häufig für die damals zahlreichen Autopsien in Münsterlingen tätig) und meiner guten Kontakte zu den Ärzten der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen tut mir diese ganze, in den Medien ausgiebig negativ kommentierte Geschichte um den langjährigen Ober- und Chefarzt Roland Kuhn und seine Frau Verena Kuhn schmerzhaft weh.

Thomas Hardmeier, Prof. Dr. med., Winterthur

Die Behauptung, das Staatsarchiv Thurgau habe 2012 den *Tages-Anzeiger* und die *Thurgauer Zeitung* mit Dokumenten aus dem Nachlass Kuhn bedient, so dass es zu «sensationslüsternen Schlagzeilen» gekommen sei, ist falsch. Richtig ist Folgendes: Die genannten Zeitungen (und der *Beobachter*) standen im Sommer und Herbst 2012 mit Betroffenen in Kontakt und begannen von sich aus, zu den Medikamententests in Münsterlingen zu recherchieren. Dabei stiessen sie auf Akten im Archiv der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen, die bereits seit 2005 in der Datenbank des Staatsarchivs recherchiert werden können. 2012 befand sich der Nachlass Kuhn noch gar nicht im Staatsarchiv. Erst als die Artikel der erwähnten Blätter publiziert waren, entschlossen sich die Erben zum Jahreswechsel 2012/13, den Nachlass dem Staatsarchiv zu übergeben, um ihrerseits einen Beitrag an die Aufklärung der Münsterlinger Vorgänge zu leisten.

André Salathé, Staatsarchivar, Frauenfeld

«Autonom» und «aktiv» statt «extrem» Nr. 38 – «Kampfzone Zürich»; Roman Zeller über Demonstrationen

Auch die *Weltwoche* erliegt bei der Beschreibung linker Aktivitäten einer seit Jahrzehnten von Wortgestaltern sehr wohl gepflegten Sprachregelung: Während das Adjektiv «rechtsextrem» schon beim kleinsten Interpretationsspielraum sogleich zur Stelle ist, werden Linke im selbstgeschaffenen rechtsfreien Raum auch nach gewalttätigen Aktionen mit einer bemerkenswerten Nachlässigkeit konstant als «Linksautonome» oder «Linksaktivisten» geadelt. Entsprechend beschönigende Begriffe wie «Rechtsautonome» und «Rechtsaktivisten» gibt es hingegen im Journalismus schlicht nicht. Und bis jemand in den Medien als linksextrem bezeichnet wird, muss er zumindest Bomben ins Parlament werfen oder Autos in die Luft sprengen. Guido Tognoni, *Küsnacht*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Mich hat das *Weltwoche*-Interview mit AfD-Politikerin Alice Weidel beschäftigt. Ist es je berechtigt, eine Person für ihre politische Einstellung auch privat zu ächten? Zum Beispiel einen Stalinisten? Oder einen echten Nazi? Wo zieht man die Grenze? Margrit H., *Hunzenschwil*

Persönliche Ächtungen, Eingriffe ins Privatleben wegen politischer Gesinnung halte ich für verwerflich. Dass dies heute Mode geworden ist, ist bedenklich. Denn man wird immer Gründe finden oder erfinden, um Personen zu ächten, insbesondere um seine eigene, «saubere» Gesinnung zur Schau zu stellen. Es führt dazu, dass sich immer weniger trauen, ihre Meinung zu sagen, weil sie Angst vor einer Ächtung haben. Das gilt vor allem in der Politik.

Und bei einem Stalinisten? Der Stalinismus ist eine äusserst menschenverachtende, grausame politische Richtung. Er hat Millionen von Toten auf dem Gewissen, und daher ist es mir unverständlich, dass jemand ein Stalinist sein kann. Ich würde alles tun, dass ein Stalinist nicht in ein politisches Amt

gewählt wird. Aber persönlich ächten würde ich ihn trotzdem nicht. Er ist ein Mensch, trotz verwerflicher politischer Gesinnung. Er soll auch seine völlig falsche Meinung sagen können. Lässt man die Ächtung und das Meinungsäusserungsverbot zu, wird es nicht lange dauern, bis man auch eine an sich sehr nötige Meinung nicht mehr zulässt und Personen völlig zu Unrecht ächtet. Solches ist leider heute bereits der Fall. Falsche Meinungen sind zu widerlegen und nicht durch Ächtung zu unterdrücken.

Das Gleiche ist von einem «echten Nazi» zu sagen. Der Nationalsozialismus ist eine ungeheuerliche politische Richtung. Er beruht auf einem diktatorischen Gedanken gut und bezweckt eine einheitliche Denk- und Handlungsweise. Und was für eine? Ausrottung anderer Personen – zum Beispiel der Juden –, Überbewertung der eigenen Rasse, Gebietsaufteilungen und Eroberungen übelster Art, waren die Schandtaten. Wie der Stalinismus führte auch der Nationalsozialismus zur Unterdrückung der Freiheit und Sicherheit sowie zum Meinungsverbot. Auch diese Geistesrichtung hat viele Millionen Tote auf dem Gewissen. Ich würde nie einen Nationalsozialisten wählen, aber ihn trotz dieser verwerflichen Haltung nicht ächten, sondern widerlegen. Ich sehe heute, dass man Leute – nur weil sie anders denken – schnell als Nazi bezeichnet, um sie zum Abschuss freizugeben.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern
und
Illustrationen



Eine Frage des Prinzips

Seit 2016 sind im Briener «Bären» Burkas verboten. Verantwortlich dafür ist Monique Werro. Mit Religion habe das nichts zu tun, betont die Hotelière. Von Roman Zeller

Ob sie noch «ds Blatt» haben dürfe, fragt die 80-jährige Monique Werro ihren tunesischen Kellner. «Was?», entgegnet er der Dame. «Du weisst schon welches – das Blatt von den Burkas», antwortet die Hotelière. Said, so heisst der Kellner, geht in die Küche und kommt mit einem laminierten Papier zurück. «Ein herzliches Willkommen, lieber Gast» steht auf drei Sprachen – Arabisch, Englisch und Deutsch – geschrieben. Darunter: «Wir zeigen unser Gesicht unverhüllt! Danke sehr für Ihr Verständnis und Entgegenkommen.»

Vor zwei Jahren habe dieses private Verhüllungsverbot «viel zu reden» gegeben, erinnert sich die Hotelbetreiberin, die mit ihrer Tochter Ariane Werro den Briener «Bären» führt, «im Hintergrund», wie sie sagt. Diese war es auch, die ihrer Mutter die Informationen zur Initiative «Ja zum Verhüllungsverbot» um den Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann gesteckt hat. Was der Ständerat kürzlich klar ablehnte, wird im «Bären» seit dem Frühjahr 2016 privat durchgezogen: Verschleierte Gäste müssen ihr Gesicht zeigen. Wer auf einem Nikab, einer Vollverschleierung mit Sehschlitz, oder einem Ganzkörperschleier (Burka) beharrt, ist unerwünscht. Parteimitglied der SVP, wie bisweilen vermutet wird, ist Werro nicht. Die Unterschriftensammlung habe sie unterstützt, weil das eine «gute Idee» sei.

«Mit dem Glauben», meint sie, «hat das überhaupt nichts zu tun.» Von Vollverschleierung sei im Koran keine Rede, darüber habe sie sich erkundigt. Werro geht es um die «Machtposition der Männer» gegenüber ihren – «oftmals mehreren» – Frauen. Es könne nicht sein, dass Männer, sobald sie ihr Land verlassen, «das traditionelle Gewand gegen Shorts» eintauschten. Ihre Frauen aber müssten «Schwarz, Schwarz, Schwarz» tragen. «So kommen sie daher», sagt die Hotelière mit Nachdruck. Sie spricht von «bildhübsche Meitschi», die sich unter den Schleiern versteckten und strahlten, wenn sie die Schleier lüften dürfen. «Und wenn sie ihr Gesicht nicht zeigen wollen, dann ist das ihre Entscheidung, ihre Kultur.» Dann verweise sie die Gäste höflich an den Nachbarsbetrieb. Im «Bären», so Werro, müssten sie sich anpassen – «wie wir in Saudi-Arabien auch».

Rebellisches Meitschi

Sie streicht ihr langes blondes Haar nach hinten. An ihren Zeigefingern trägt sie je einen länglichen, schweren Silberring mit farbigen Steinen, ihre Kleidung ist bunt, die Hosen in

flippigem Pink. Werro fällt auf, nicht nur äusserlich. Das wisse sie, sagt sie. «Was ich denke, sage ich auch. Das war schon immer so.»

Es ist bezeichnend, dass die in Bern geborene Grande Dame bereits mit zwölf ihren Unmut auf der Strasse kundtat. «Ich rebellierte für das Frauenstimmrecht mit einem Sit-in», erinnert sie sich. Die Polizei habe sie wegtragen und nach Hause bringen müssen. Ihr Stiefvater habe das «wunderbar» gefunden, amüsiert sich Werro. Ihre Mutter hingegen weniger: «Sie war schockiert, wie immer. Sie war eine total angepasste Frau. Sie sagte, sie

brauche kein Stimmrecht» – was für ihre Tochter nie in Frage gekommen wäre.

So sei es eher ihre Grossmutter, eine Notariatssekretärin, gewesen, von der die Hotelière ihren aufmüpfigen Gleichstellungssinn geerbt habe. «Meitschi, du musst dein eigenes Geld verdienen und von den Männern unabhängig sein», soll sie Werro gesagt haben, die in der Folge die kaufmännische Bürofachschule absolvierte, weil ein Studium aus finanziellen Gründen nicht möglich war. Die Ausbildung zur Anwältin, was sie ursprünglich werden wollte, wäre für die Eltern zu teuer gewesen.



«Plötzlich kamen immer mehr Araber»: Hotelbetreiberin Werro.

Nach einer Anstellung bei der Eidgenössischen Alkoholverwaltung verschlug es sie ins Sekretariat der Uefa, des europäischen Fussballverbands. Herumgerast sei sie, schwärmt Werro. «Ich habe in erstklassigen Hotels übernachten können – ein sensationeller Job.»

Ayurveda und Jazz

Danach, mit 24 Jahren, ist sie in die Hotellerie «geschlittert», wie sie es nennt: «Meine Urgrosseltern führten eine Herberge, meine Grossmutter den «Bären» in Bümpliz, und meine Mutter besuchte die Hotelfachschule.» Jung und erblich vorbelastet, führte sie das Berggasthaus «Jungfrauoch» und das Hotel «Eigergletscher»; später übernahm sie in Biel das Café «Brésil». Nach einem Spanienurlaub – 1974 – sei ihr Tochter Ariane «zugefallen», ausserehelich mit ihrem damaligen deutschen Freund. «Das war kein Zufall», betont Werro. «Ans Schicksal glaube ich nicht.»

Ebenso reingerutscht ist Werro in ihr Engagement für entführte Kinder in den 80er Jahren. Einem Stammgast, einer «bildschönen Frau», seien die drei Söhne weggenommen und nach Ägypten entführt worden, wie sie herausfand. Sie brachte den Fall an die Öffentlichkeit und stürzte sich selber ins Abenteuer. In Spanien, Tunesien oder Italien habe sie Kopf und Kragen riskiert, erinnert sie sich. Sie lacht. Sogar in Israel, wo sie wegen des Tauchens hinzog und die Liebe festhielt, kämpfte sie weiter für die Kinder, wie sie betont, «nicht für Väter und Mütter». Daneben führte sie einen Sommerferien-Klub. Das sei schön gewesen, sie habe «Schwein gehabt», bis die Intifada ihre Gäste vertrieben habe und Werro 1988 zurück in die Schweiz musste.

Dass sie sogleich in Meiringen die Direkto- renstelle eines 130-Betten-Dorfs bekam, sei unglaublich. Das Hotel habe sie aber nur vier Jahre glücklich geleitet. Zu ausgefallen, sagt sie rückblickend, seien ihre Ideen für die verwaltende Gewerkschaft gewesen. Ihre Kreativität konnte Werro erst im Brienzer «Bären» umsetzen, wo sie seit 1992 eingemietet ist. Die Musikliebhaberin führte das Jazzfestival «Montreux meets Brienze» in diesem Sommer zum 26. Mal durch. 1994 brachte sie die Ayur-

«Die meisten akzeptieren mein Wort», sagt sie, weil sie eine «alte Frau» sei.

veda-Kur aus Indien in die Schweiz. Es war eine Pionierleistung der leidenschaftlichen Hotelière, die selbst während des Mittagessens per Telefon sofort Anweisungen gibt, nachdem ihr ein Gast gemeldet hat, die Handseife sei ausgegangen. Schmunzelnd sagt sie: «Eigentlich bin ich ja heute gar nicht da.»

Als sie den «Bären» übernommen habe, erinnert sich Werro, seien Burkas noch kein Thema gewesen. «Plötzlich kamen immer mehr Araber», erinnert sie sich. Das hänge womöglich mit dem Jungfrauoch zusammen, da reisten arabische Gäste gerne hin. Wie auch nach Interlaken, wo vollvermummte Frauen oder solche mit «Schlitzen» oft zu sehen seien.

Auch in das derzeit ausgebuchte Hotel kommen an diesem Tag viele Mittagsgäste. Mit «Grüessech» begrüsst sie jede und jeden, um bei Touristen gleich ins Englische zu wechseln. «Ein Araber», sagt Werro plötzlich, als ein junger Mann eintritt. Eine Frau, geschweige denn eine vollverschleierte, folgt ihm aber keine. Das mit dem «Blatt» klappe, wenn nötig, ganz gut, erklärt Werro. «Es ist ja höflich geschrieben.» Erst einmal folgte eine Ausein-



«Wir zeigen unser Gesicht»: Strassenszene in Brienze.

andersetzung. Ein Gast mit mehreren Frauen habe die Regel nicht akzeptieren wollen. «Er legte die abgemachten 450 Euro auf den Tisch», Werro aber blieb hartnäckig. Trotzdem: «Die meisten akzeptieren mein Wort», sagt sie, weil sie eine «alte Frau» sei. Sie fügt an: «Ihre eigenen Mütter respektieren sie ja auch.»

Obwohl ihr auf diese Weise schon «mehrere tausend Stei» verlorengegangen seien, bleibe sie bei ihren Prinzipien: «In der Schweiz zeigen wir unser Gesicht. Diese Sitte kann ich nicht verkaufen. Das ist es mir nicht wert.» Selbst die Hotelvermittlungsplattform Booking.com konnte Werro nicht in die Knie zwingen, indem das Burkaverbot auf der Website nicht angezeigt werden darf. Die Betreiber, sagt Werro kopfschüttelnd, hätten ihr «Rassismus» vorgeworfen. «Wir sind multikulti», rechtfertigt sie sich energisch. Denn im Hotel arbeiteten fünfzehn Nationalitäten, die insgesamt 23 Sprachen sprächen. 23 Jahre lang habe ihr eine Frau aus Simbabwe assistiert. «Als ein Gast sagte, er lasse sich nicht von einem Neger bedienen, habe ich ihn sofort rausgeworfen und ihm Hausverbot erteilt.»

Chaoten, Hooligans, Demonstranten

Werro wiederholt, dass sie nichts gegen Araber und nichts gegen Religionen habe. Der Titel «Burka-Verbot» sei sowieso missverständlich und eigentlich falsch. Ihr gehe es um die Verschleierung, darum, dass Leute ihr Gesicht zeigen und zu ihrer Meinung stehen. Das gelte auch für Chaoten, Hooligans oder gewalttätige Demonstranten. «Wer ein Auto anzündet oder eine Scheibe einschlägt, soll wenigstens dazu stehen. Alles andere ist feige», empört sie sich und klopft auf den Holztisch.

Schliesslich stehe sie auch zu dem, was sie sage. Das beweise sie, indem sie gegenüber Zeitungen, Radio und Fernsehen Auskunft gebe und hinstehe. «Auch mit Bild?» Die Hotelière schmunzelt. «Meinen Sie das rhetorisch?», fragt sie. Beim Weg nach draussen verweist sie auf ein Blatt, das bei der Réception hängt. «Wir zeigen unser Gesicht unverhüllt!», steht da geschrieben. ○





Klar ist nur, wer bezahlen muss.

Asylgrund Geschlechtsumwandlung

Ein mehrfach krimineller abgewiesener Asylbewerber lässt sich auf Krankenkassenkosten zur Frau operieren – und stellt ein neues Asylgesuch. Absurd? Nein, Realität im Schweizer Recht.

Von Philipp Gut

Die Richter am Zürcher Obergericht staunten nicht schlecht, als sie im September vor einem Jahr den mehrfach vorbestraften Täter in den Saal eintreten sahen. Statt des erwarteten Mannes erschien eine Frau – der Angeklagte hatte inzwischen eine Geschlechtsumwandlung vorgenommen. Der Hintergrund: Der heute 39-jährige Staatsangehörige der Komoren im Indischen Ozean war im Dezember 2006 in die Schweiz gekommen. Dabei reiste er mit einer gefälschten französischen Identitätskarte ein. In der Folge wurden ihm, gestützt auf die von ihm getätigten falschen Angaben, zwei Arbeitsbewilligungen sowie am 1. Oktober 2007 eine Aufenthaltsbewilligung B erteilt. Er wurde deswegen mit rechtskräftigem Strafbefehl vom 4. März 2009 wegen Urkundenfälschung, mehrfacher Täuschung der Behörden und mehrfachen Vergehens gegen das Ausländergesetz verurteilt. Nachdem der Schwindel aufgefliegen war, stellte er ein Asylgesuch. Dieses wurde rechtskräftig abgewiesen und die Wegweisung verfügt.

Statt auszureisen, tauchte er unter und wurde erneut mehrfach straffällig. Das Zürcher Bezirksgericht verurteilte ihn zwischen 2009 und 2012 wegen Betäubungsmitteldelikten und illegaler Erwerbstätigkeit. Für dasselbe Vergehen wurde er 2014 erneut bestraft; er hatte mehrfach widerrechtlich in einem Coiffeursaloon gearbeitet. Dieses Urteil focht er an, worauf das Obergericht den erstinstanzlichen

Schuldspruch bestätigte. Darauf zog der Beschuldigte bis vors Bundesgericht, das ihm teilweise recht gab. Die von der Vorinstanz verhängte Freiheitsstrafe sei zu Unrecht ausgesprochen worden – er hätte auch zu gemeinnütziger Arbeit verpflichtet werden können (BGer 6B_118/2017, Urteil vom 14. 7. 2017). Das Obergericht korrigierte darauf seinen Entscheid und verurteilte ihn zu 440 Tagen Arbeitseinsatz.

Ist Transsexualismus eine Krankheit?

Für seinen illegalen Aufenthalt konnte der abgewiesene Asylbewerber aber nicht belangt werden, weil er sich auf der Botschaft seines Landes in Paris angeblich vergeblich um Reisepapiere bemüht hatte. Diese seien ihm wegen seiner Homosexualität verweigert worden, machte er geltend. Später stellte er erneut ein Asylgesuch, das er offenbar auch mit seiner Geschlechtsumwandlung begründete, die er in der Schweiz vornehmen und von der obligatorischen Krankenversicherung bezahlen liess.

Spätestens an diesem Punkt stellen sich Fragen, die über den Einzelfall hinausweisen. Wie ist es möglich, dass ein abgewiesener Asylbewerber auf Krankenkassenkosten eine Geschlechtsumwandlung vornimmt? Und kann es tatsächlich sein, dass er gestützt darauf ein neues Asylbegehren einreicht, das womöglich gar zum Erfolg führt?

Die Antworten darauf lassen sich unter anderem einer Stellungnahme des Bundesrats zu

einer Interpellation von Barbara Steinemann (SVP) entnehmen. Darin bestätigt die Regierung, dass eine nachträglich vorgenommene Geschlechtsumwandlung tatsächlich ein neues Asylgesuch begründen kann. Wörtlich schreibt der Bundesrat: «Nach Ablauf der Frist für die ordentlichen Rechtsmittel stehen dem Asylsuchenden nur noch die ausserordentlichen Rechtsmittel zur Verfügung, um die Rechtskraft des Entscheids oder des Urteils zu durchbrechen. In dieser Phase kann er neue Vorbringen oder Beweismittel geltend machen, beispielsweise eine allfällige Geschlechtsumwandlung oder eine nachträglich veränderte Sachlage.»

Grundsätzlich könne «Verfolgung aufgrund der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität» ein Grund für die Anerkennung der Flüchtlingseigenschaft nach Artikel 3 des Asylgesetzes sein. Werde eine geschlechtsspezifische Verfolgung geltend gemacht, trage das zuständige Staatssekretariat für Migration (SEM) «der Gesamtsituation in Zusammenhang mit der Geschlechtsidentität der betreffenden Person Rechnung». Dabei beschränkten sich die Asylprüfer nicht auf eine allfällige Geschlechtsumwandlung, denn diese würde «nur eine der möglichen Formen des Transsexualismus» darstellen.

Auch die zweite brisante Frage – diejenige nach der Übernahme der Kosten durch die Allgemeinheit – bejaht der Bundesrat. Jede Per-

son mit Wohnsitz in der Schweiz müsse sich nämlich versichern. Dies gelte auch «für Personen mit illegalem Aufenthalt». Konkret heisst das: Die Prämienzahler müssen sogar für die Geschlechtsumwandlung eines Illegalen aufkommen. So absurd es klingt – es ist Realität im Schweizer Recht.

Die Argumentation geht folgendermassen: Artikel 3 Absatz 1 des Bundesgesetzes über den Allgemeinen Teil des Sozialversicherungsrechts definiert Krankheit als «jede Beeinträchtigung der körperlichen, geistigen oder psychischen Gesundheit, die nicht Folge eines Unfalls ist und die eine medizinische Untersuchung oder Behandlung erfordert oder eine Arbeitsunfähigkeit zur Folge hat», wie der Bundesrat ausführt. Und Transsexualismus erfülle diese Voraussetzungen. Dies habe die bundesgerichtliche Rechtsprechung bereits mehrmals bestätigt.

In einem der einschlägigen Urteile (BGE 105 V 180 E.1 vom 24. Juni 2004) wird dieser Anspruch näher definiert. Dabei beruft sich das Bundesgericht seinerseits auf das Eidgenössische Versicherungsgericht. Dieses habe festgehalten, «wenn die Notwendigkeit einer chirurgischen Operation zur Behandlung eines echten Transsexualismus ausgewiesen sei, habe die Krankenkasse nicht nur die Kosten der Entfernung der bisherigen Geschlechtsorgane zu tragen, sondern auch für

die Vorkehren der plastischen und Wiederherstellungschirurgie aufzukommen, durch welche die betreffende Person mit neuen Geschlechtsorganen versehen wird. Soweit die Voraussetzungen für einen chirurgischen Eingriff erfüllt seien, gehörten die ergänzenden Massnahmen zur Veränderung der se-

Asylbewerber und Illegale profitieren. Die Prämienzahler haben das Nachsehen.

kundären Geschlechtsmerkmale ebenfalls zu den Pflichtleistungen der Krankenkassen, sofern eine klare medizinische Indikation und die Wirtschaftlichkeit der Behandlung gegeben seien.» Die frühere Rechtsprechung hatte diese ergänzenden Massnahmen noch von der Versicherungspflicht ausgenommen. Die Pflichtleistungen wurden dann in der Gerichtspraxis laufend ausgeweitet.

Ungebremste Asyl-Medizinkosten

Trotz der steigenden medizinischen Kosten der Asylpolitik will der Bundesrat nichts von Gegenmassnahmen wissen, wie aus der Antwort auf eine Interpellation von Adrian Amstutz (SVP) hervorgeht. Alle sollen Anspruch auf sämtliche Leistungen haben, wie sie ein Schweizer Bürger hat, der jeden Monat

einen vielleicht gar schmerzlich spürbaren Teil seines Einkommens für die Prämien ausgibt. Der Bundesrat betont lediglich, «dass der Grundsatz der Gleichbehandlung für alle in der Schweiz versicherten Personen gilt und diese unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus den gleichen Anspruch auf Kostenübernahme für die Leistungen nach dem KVG haben». Die Prämienzahler haben also das Nachsehen. Asylbewerber und Illegale profitieren.

Damit sind wir zurück bei unserem Fallbeispiel. Ob das wiederholte Asylgesuch des Insulaners nach dessen Geschlechtsoperation doch noch bewilligt worden ist, will das SEM auf Anfrage nicht sagen, «da wir gesetzlich dazu verpflichtet sind, keine Auskünfte zu Einzelfällen zu erteilen». Ebenso bedeckt hält sich die Behörde, was die Auskunft betrifft, wie oft sie aufgrund der geschlechtlichen Orientierung oder Identität Asyl beziehungsweise eine vorläufige Aufnahme gewährt. «Diese Frage können wir Ihnen nicht beantworten. Denn das SEM erhebt die Gründe, die zur Anerkennung der Flüchtlingseigenschaft führen, nicht statistisch», lautet der lapidare Bescheid aus Bern.

Mit anderen Worten: Der Bund hat keinen Überblick darüber, wer weshalb hier sein darf. Sicher ist nur: Die Steuer- und Prämienzahler müssen die Kosten übernehmen. ○

Bindella
la vita è bella

Leuchtender Stern der Maremma.
Kreation von Lodovico Antinori.
Tiefgründig, komplex, imposant.
Elegant, unwiderstehlich.

André Gündler

Jetzt bestellen!
bindella.ch

Angebot gültig bis 17.11.2019.
Netto = Preis ohne weitere Vergünstigungen



**IL PINO DI BISERNO
2017**
Toscana igt
Tenuta di Biserno,
Toscana

rotes Fleisch, Wild
Cabernet franc, Merlot,
Cabernet Sauvignon,
Petit Verdot

CHF
39.20
netto
statt 49.00, 75 cl

20%
günstiger

Professor empfiehlt Populismus

Oliver Nachtwey ist Soziologe und Sozialist.

Seine hochpolitische Arbeit begeistert junge Linke wie Cédric Wermuth.

Wer ist dieser deutsche Wissenschaftler, der in Basel lehrt? Von Erik Ebnetter

Es war ein Erfolg ohne Ansage: «Die Abstiegs-gesellschaft – Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne» heisst das Buch, das Oliver Nachtwey vor dreieinhalb Jahren bei Suhrkamp veröffentlichte. Inzwischen hat es sieben Auflagen erreicht, obschon der Soziologenjargon bei den meisten Buchhandlungs-stöberern keinen Kaufimpuls auslösen dürfte. Nachtwey beschreibt in seinem Essay, wie aus der «Gesellschaft des Aufstiegs und der sozialen Integration» eine «Gesellschaft des sozialen Abstiegs, der Prekarität und Polarisierung» geworden sei. Sein Augenmerk richtet er auf Deutschland, sieht aber diesen «fundamentalen gesellschaftlichen Wandel» in den «meisten westlichen kapitalistischen Staaten» in Gang. Die SPD-nahe Friedrich-Ebert-Stiftung verlieh ihm für seine Analyse den Hans-Matthöfer-Preis für Wirtschaftspublizistik, und sogar die NZZ befand, das Buch stelle «überraschend und intelligent die Klassenfrage».

An Deutschland orientiert

Nachtwey zählt zu den wichtigen Stichwortgebern der Linken. Er lehrt Soziologie an der Universität Basel und bezeichnet sich selber als Sozialisten. «Ich wünsche mir, dass wir eine gerechtere Gesellschaft hinbekommen, und ich möchte meinen Beitrag dazu leisten», sagte er in einem Interview mit der *Tageswoche*. «Wenn das im Kapitalismus stattfindet, freue ich mich. Wenn man sogar eine neue, gerechte Gesellschaftsordnung hinbekommt: grossartig.» Eine Gesprächsanfrage der *Weltwoche* beschied er negativ, er sei «mit Lehre und Forschung zu stark eingebunden». Um seine Ideen bekanntzumachen, betätigt er sich aber schon auch als öffentlicher Intellektueller. Immer wieder schreibt er für grosse Zeitungen, darunter die *New York Times*, und findet seine Leser auch in der Schweiz. Ronja Jansen, die neue Juso-Chefin, bezieht sich auf ihn, und in einem Marx-Sammelband, herausgegeben von SP-Nationalrat Cédric Wermuth, ist Nachtwey mit einem Beitrag vertreten.

Wahrscheinlich gibt es in der Schweiz nur wenige Professoren an philosophischen Fakultäten, die stärker auf politische Debatten einwirken als Nachtwey. Allerdings orientiert er sich als Deutscher vor allem an Deutschland. In der Schweiz wolle er sich erst einbringen, wenn er sich im Land gut genug auskenne, sagte er nach der Lehrstuhlübernahme vor zwei Jahren. Dass er seinen politischen Stand-

punkt offenlegt, hält er für eine Frage der Redlichkeit: «Eine wertneutrale Forschung gibt es in den Gesellschaftswissenschaften nicht, deshalb mache ich meine Werthaltung klar.» Auf seine Disziplin bezogen, heisst das: «Linke Soziologinnen und Soziologen analysieren eher die Folgen des sozialen Wandels bezüglich sozialer Gerechtigkeit, konservative schauen eher darauf, wie die gesellschaftliche Stabilität erhalten werden kann.»

«Regressive Moderne»

Tatsächlich folgt Nachtwey dieser Definition ziemlich genau. In «Abstiegs-gesellschaft» scheidet er die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft seit 1945 in zwei Perioden: in die «soziale Moderne», die mit dem Ölpreisschock von 1973 in die Krise geriet, und in die «regressive Moderne», die ungefähr mit den Arbeitsmarkt-reformen ab 2003 begann («Agenda 2010»). Diese regressive – gemeint ist: rückschrittliche – Moderne sei geprägt von Abstiegsängsten in der breiten Bevölkerung, woran die Linke eine Mitschuld trage. Sie befinde sich allzu oft in «Komplizenschaft» mit dem sogenannten Neoliberalismus, der für eine Politik der Deregulierung, Privatisierung und Globalisierung steht. Es gehe einer solchen Politik nicht um «vertikale Ungerechtigkeiten», also zum Beispiel um klassische Verteilungsfragen, sondern vor allem um die «Verringerung horizontaler Diskriminierung entlang kultureller Merkmale».

Die abstrakte Sprache verdeckt, wie politisiert Nachtweys wissenschaftliche Arbeit ist. Das zeigt sich etwa bei einer Studie, die er kürzlich

«Wer einmal an einem Gipfelprotest war, vergisst das nie wieder.»

über «Typen des neuen Autoritarismus» veröffentlicht hat. Es handle sich dabei um eine Form des «Aufbegehrens» in der «Abstiegs-gesellschaft». Nachtwey interviewte sechzehn Personen, die sich als Sympathisanten der AfD bezeichnen. Eine Person sagte über die deutsche Asylpolitik: «Also meine Einstellung ist die, ich habe nichts gegen die Aufnahme von diesen fremden Leuten, aber man sollte nicht vergessen, die Ordnung zu behalten.» Nachtwey bezeichnet eine solche Aussage als «staatsautoritär». Naheliegender wäre es, sie als staatstragend zu deuten, aber

dann würden AfD-Sympathisanten die «Demokratie und ihre Institutionen» nicht unbedingt vor «grosse Bewährungsproben» stellen, wie Nachtwey bilanziert.

Dass die AfD gefährlich ist, aber auch andere rechte Parteien oder Politiker, steht für ihn offenbar ausser Frage. In einem Aufsatz über «Entzivilisierung» erklärt er, «entbettete Individuen» würden sich «in den Affektkoalitionen der Ressentimentgeladenen» treffen: «bei der AfD, bei Auftritten von Donald Trump oder Marine Le Pen». Was diese Gruppen eine, sei «die Negation der Zivilisation in der Praxis im Namen einer imaginierten abendländischen Zivilisation». Das erinnert an die Aussage von Hillary Clinton, es handle sich bei Trump-Anhängern um einen «Haufen von Beklagenswerten». Allerdings verschont Nachtwey auch sein eigenes Milieu nicht mit Kritik: «Gehen Sie doch mal in eine linke Kneipe, und zählen Sie, wie viele Migrantinnen und Migranten sich dort aufhalten», sagte er in einem Interview mit der linken *Wochezeitung*. Er meinte natürlich: fast keine. Dass er das problematisch findet, versteht sich von selbst.

Ganz anders als sein Vorgänger

Wie ein typischer Besucher alternativer Beizen sieht Nachtwey nicht aus. Er trägt oft Anzug und Krawatte, «am Handgelenk eine elegante deutsche Uhr», wie das Magazin der Universität Basel einmal schrieb. Er wirkt eher wie ein Rechtsprofessor, jedenfalls ganz anders als Ueli Mäder, sein Lehrstuhlvorgänger, über den ein ehemaliger Student sagte, man könnte meinen, er habe seit 1968 keine Hose mehr gekauft. Nachtwey ist 44 Jahre alt und Enkel eines Fabrikarbeiters, der später einen kleinen Handwerksbetrieb eröffnete. Sein Vater machte eine Ausbildung zum Elektriker und ging zur Bundeswehr, «um sich die Abendschule zu finanzieren und Ingenieur zu werden. Am Ende wurde er Geschäftsführer eines städtischen Versorgers. Eine Karriere.» Nachtwey, der direkt studierte, wollte Journalist beim *Spiegel* werden und entschied sich, nachdem das nicht geklappt hatte, für die akademische Laufbahn. Seine Familiengeschichte erzählt von einer Aufstiegs-gesellschaft.

Als Student war Nachtwey in der Anti-Globalisierungs-Bewegung aktiv. Er sass die ganze Nacht vor dem Fernseher, als 1999 in Seattle die Proteste gegen den WTO-Gipfel eskalierten. 2002 demonstrierte er in Prag gegen das Treffen der Nato-Mitglieder («Wer einmal an



«Typen des neuen Autoritarismus»: Soziologieprofessor Nachtwey, 44.

einem Gipfelprotest war, vergisst das nie wieder»). Später redigierte er ein «antikapitalistisches Manifest», das der «historischen Bedeutung dieser Bewegung» gerecht werden sollte. Eingeschlafen sei die Bewegung nie, sagte Nachtwey im Sommer 2017 zur *Wochenzeitung*, kurz bevor Demonstranten in Hamburg beim G-20-Gipfel ganze Strassenzüge verwüsteten. Als Beispiel nannte er damals «Occupy Wall Street». Diese Bewegung gab vor, 99 Prozent der Bevölkerung zu vertreten. Nachtwey empfiehlt der Linken einen solchen populistischen Ansatz, solange sie sich nicht auf ein «homogenes Volk» berufe, «definiert durch die ethnische Zugehörigkeit». Die Juso sind schon so weit: Ihre Initiative für höhere Steuern auf Kapitaleinkommen heisst 99-Prozent-Initiative.

Polemik auf Twitter

Nachtwey sagt von sich, dass er nicht gern streite. Auf Twitter kann er sich aber schon zu Provokationen und Polemiken hinreissen lassen. Die NZZ, die sein Buch lobte, sieht er im «Alt-Right-Modus» und nennt sie ein «Sprachrohr des neuen Rechtspopulismus». Kürzlich beteiligte er sich an der Debatte um den deutschen FDP-Chef Christian Lindner, der gesagt hatte, man werde den Planeten nicht retten, «indem wir einen Morgenthau-Plan für Deutschland umsetzen». Henry Morgenthau war amerikanischer Finanzminister und schlug 1944 vor, Deutschland zu deindustrialisieren. Dass er Jude war, genügte den Nazis, um daraus einen «jüdischen Mordplan» zur «Versklavung Deutschlands» zu machen. Nachtwey twitterte, Lindner bediene sich einer antisemitischen Rhetorik. So streng ist er nicht immer. Jeremy Corbyn, der Chef der britischen Sozialdemokraten, der manch jüdisches Parteimitglied vergrault hat, ist für ihn eine Hoffnung der Linken.

Zweifellos gehört Nachtwey zu den «interessantesten jungen Soziologen im deutschsprachigen Raum», wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schrieb. In einem neuen Forschungsprojekt widmet er sich der Arbeitswelt im Silicon Valley. Dort sei ein «neuer Geist des Kapitalismus» entstanden, der in Industriegesellschaften «starken Widerhall» finde. «Hinter der freundlichen Start-up-Fassade verbirgt sich eine knallharte wirtschaftspolitische Agenda. Wenn sich der Chef duzen lässt und er nach einem langen Arbeitstag mal Pizza für alle bestellt, vergisst man schneller, dass man mehr als die gesetzlich geregelte Arbeitszeit erledigt.» Die Arbeit habe sich im 21. Jahrhundert zwar digitalisiert, aber das ändere nichts an den Ausbeutungsverhältnissen, erklärt Nachtwey im Marx-Buch von Cédric Wermuth. Dieser schrieb einmal über Nachtwey: «Bang – der Mann hat recht!» Wenn der Eindruck nicht täuscht, wird man noch öfters von ihm hören. ○

Miese peter und Strahle frauen

Wer im Parlament gut ankommt und wer ein Imageproblem hat.
Eine Legislaturbilanz der anderen Art.

Von *Hubert Mooser*

Eine Partei, die Wahlen gewinnt, kann sich alles erlauben, sogar übelgelaunte Parlamentarier. Eine Partei wie die SVP, die gegen eine drohende Wahlniederlage ankämpft, nicht. Ein Nationalrat wie der SVP-Präsident des Kantons Bern, **Werner Salzmann**, der fast ständig mit einem Miesepetergesicht durch die Wandelhalle des Nationalrates stampft, erweckt da schnell einmal den Eindruck fehlender Begeisterung. Das sei mitnichten so, sagen andere Berner SVP-Vertreter, die ihn gut kennen. Das sei sein Naturell und nicht etwa antrainiert, um Gegner und Journalisten abzuschrecken. Er sei halt kein Charmebolzen.

1 — Nichts zu lachen

Natürlich ist Salzmann nicht der einzige Politiker, von dem man annimmt, er sei häufig übelgelaunt. Von SP-Ständerat **Paul Rechsteiner** weiss man nicht, ob ihn je jemand hat lachen sehen. Rechsteiners Weltbild ist einfach gestrickt: Mit Medienleuten, die nicht in sein Parteischema passen, redet er in der Regel nicht. Wenigstens aber grüsst der St. Galler einen, wenn man ihm auf der Strasse begegnet.

Das kann man von seinem Zürcher Partei- und Ratskollegen **Daniel Jositsch** nicht sagen. Der Rechtsprofessor, der als Präsident des Kaufmännischen Verbandes die Büroangestellten vertritt, also auch die kleinen Leute, gibt sich in Bern elitär und autoritär. Auch dem Genfer FDP-Nationalrat **Christian Lüscher** geht man lieber aus dem Weg. Er präsentiert sich im Umgang mit seinen welschen

Kollegen gerne entspannt, was er im politischen Alltag aber nicht wirklich ist. Typisch für ihn ist, dass er dem Westschweizer Fernsehen mit einer Klage drohte, weil der Sender seine Stellungnahme zu einer Vorlage nicht gesendet hatte.

Parlamentarierinnen sind tendenziell freundlicher drauf. Allerdings gibt es auch Vertreterinnen wie etwa **Isabelle Chevalley** (GLP), die im Parlament herumlaufen, als wären sie dauerhaft verstimmt.

Der frühere Präsident der Grünliberalen, **Martin Bäuml**, ist ein Grenzfall oder, besser gesagt, eine Kombination aus Miesepeter und Harry Hirsch. Er lässt aber zuweilen ein bisschen Charme aufblitzen.

2 — Immer gut drauf

Langes, blondes Haar, grüne Augen, elegante Erscheinung: Das ist die St. Galler SVP-Nationalrätin **Barbara Keller-Inhelder**, eine der Strahlefrauen unter der Bundeshauskuppel. Reden tut sie aber nicht viel, sie hört lieber zu. Nationalrätin **Sandra Sollberger** (SVP) ist eine andere Nationalrätin, die weit über ihre Partei hinweg gern gesehen ist. Und natürlich gehört in diese Kategorie auch die Aargauer SP-Ständerätin **Pascale Bruderer**, über die kein Ratskollege jemals ein böses Wort sagen würde. Erwähnen muss man auch **Christa Markwalder**, (FDP), bschon sie manchmal ganz schön giftig sein kann.

SVP-Parteichef **Albert Rösti** ist das komplette Gegenteil von Werner Salzmann. Der SVP-Parteichef ist immer gut drauf, selbst im

grössten Stress. SP-Nationalrat **Roger Nordmann** weibelt für Strom von der Sonne und strahlt selber fast immer wie ein Maikäfer. Bei ihm herrscht ein freundlicher Ton, auch im Umgang mit Andersdenkenden, wie bei seinem Berner Parteikollegen **Matthias Aebischer**, dem anderen Strahlemann der SP. Auch der Bündner **Martin Candinas** (CVP) kommt mit seinem Berglercharme gut an. Im Ständerat lassen sich die CVP-Vertreter **Stefan Engler**, **Isidor Baumann**, **Jean-René Fournier** und SP-Vertreter **Hans Stöckli** die Laune nicht verderben.

3 — Heilige und Eigenbrötler

Fromme gibt es querbeet durch alle Parteien. Während der Session treffen sie sich frühmorgens in einem Zimmer des Bundeshauses zum Gebet. Zu ihnen gehören der Appenzeller Ausserrhoder **David Zuberbühler** (SVP), der Berner **Erich von Siebenthal** (SVP), der Zürcher **Hans-Ulrich Bigler** (FDP), die Bernerin **Marianne Streiff** (EVP), der Solothurner **Philipp Hadorn** (SP) und der Baselbieter **Eric Nussbaumer** (SP). Sie zeichnen sich in der Regel ebenfalls durch ein freundliches Naturell aus und durch Nachsichtigkeit gegenüber grossen Sündern.

Die Eigenbrötler haben im Bundeshaus wenig Freunde, sogar in der eigenen Fraktion. Aber sie sind allesamt sehr fleissig – wie der freisinnige Waadtländer Nationalrat **Olivier Feller**, der Oberwalliser CSP-Nationalrat **Thomas Egger** oder der Obwaldner Nationalrat **Karl Vogler** (CSP). Alle drei sind in den letz-



Begeisterung? Werner Salzmann.



Sonnenschein: Pascale Bruderer.

ten vier Jahren dadurch aufgefallen, dass sie häufig als Kommissionssprecher auftraten.

Politiker inszenieren sich gerne, aber keiner tut das derart meisterhaft wie der SP-Nationalrat **Corrado Pardini**. Besonders wenn er gegen die SVP ausholt, beweist er viel Showtalent. Das Pendant auf der Gegenseite ist der langjährige Fraktionschef der SVP, **Adrian Amstutz**, der Pardini in dieser Disziplin in nichts nachsteht. **Matthias Jauslin**, FDP-

FDP-Nationalrat Matthias Jauslin inszeniert sich auch am Rednerpult, aber vor allem als Zappelphilipp.

Nationalrat, inszeniert sich zwar auch am Rednerpult, aber vor allem als Zappelphilipp. Der Aargauer gestikuliert und hüpfert bei seinen Voten im Nationalratssaal derart herum, als hänge er an unsichtbaren Fäden.

Zu den Unnahbaren gehören **Magdalena Martullo-Blocher** (SVP) oder die Economie-suisse-Repräsentantin **Regine Sauter** (FDP). Andere stürzen sich dagegen auf jedes offene Mikrofon, zum Beispiel der Fraktionschef der Grünen, **Balthasar Glättli**, oder die Genfer Grüne **Lisa Mazzone**. Es gibt auch ein paar Schnarchnasen: Nationalrat **Erich Hess** (SVP) wurde beim Pennen im Ratssaal von der Zeitung *20 Minuten* fotografiert – allerdings nicht im Nationalrat, sondern im Berner Rathaus während der Session des Berner Grossrates. Ein anderer berüchtigter Schläfer im Bundeshaus ist der Solothurner Mandatsjäger und Nationalrat **Kurt Fluri** (FDP). Er macht es aber etwas diskreter als Hess.

4 — Die Ausserirdischen

Wie Ausserirdische waren zeitweise die Nationalräte **Claude Béglé** (CVP) und **Luzi Stamm** (SVP) unterwegs. Während der Waadtländer Béglé mit seiner Lobpreisung des nordkoreanischen Regimes für Schlagzeilen sorgte, machte Stamm mit einer abstrusen Kokain-Geschichte von sich reden. Andere überschätzen sich selbst, zum Beispiel die Nationalräte **Hans-Peter Portmann** (FDP), **Philippe Nantermod** (FDP), **Stefan Müller-Altermatt** (CVP) und auch der Solothurner Ständerat **Pirmin Bischof** (CVP). So spielt sich Portmann etwa als Verteidiger und Hüter des Rahmenvertrages mit der EU auf, obschon andere Freisinnige wie Ständerat **Philipp Müller** hier den Takt vorgeben. Ständerat Bischof wiederum hoffte nach dem CVP-Sieg vor Bundesgericht über die Abstimmung zur Abschaffung der Heiratsstrafe, das leidige Thema mit einer parteikonformen Lösung auf Gesetzebene elegant und ohne neuen Urnengang aus der Welt schaffen zu können. Das blieb ein frommer Wunsch des Solothurner.

Und dann gibt's noch **Jacqueline Badran** (SP). Was fällt uns zu ihr ein? Sie ist laut und lärmig, aber als Politikerin nicht ungeschickt. ○



Mein Lieblingsgegner im Bundeshaus

Lautstark und schnörkellos

Regula Rytz über Ulrich Giezendanner.

Die schönsten politischen Sträusse habe ich in den letzten Jahren mit SVP-Nationalrat Ueli Giezendanner ausgefochten. Wenn es um die zweite Gotthard-Strassenröhre ging, die Förderung von Formel-1-Rennen oder die Plünderung der Staatskasse für die «Milchkuh-Strassenvergoldungs»-Initiative, dann flogen die Fetzen. Aber es gab auch andere Seiten: Unsere Zusammenarbeit war oft gut. Meinen Vorstoss zur besseren Kontrolle von Lastwagen gegen Abgasbetrügereien hat er nicht nur unterschrieben, sondern auch aktiv unterstützt. Auch über eine bessere Oberaufsicht von bundesnahen Betrieben – wie SBB oder Post – waren wir uns einig. So einig, dass er sogar richtiggehend enttäuscht war, als ich meine Initiative für eine ständige parlamentarische Aufsichtsdelegation zurückzog. Die Begründung, dass dadurch die Erfolgchancen im Ständerat erhöht würden, überzeugte den temperamentvollen «Fuhrhalter der Nation», wie er genannt wird, nicht. Solch taktische Züge widerstreben ihm.

Vor einigen Tagen war es dann so weit: Giezendanner wurde im Nationalrat verabschiedet. Er zieht sich aus der aktiven Politik zurück, nach 28 Jahren, weshalb mir der lautstarke Aargauer bereits ein Begriff war, als ich 2011 gewählt wurde. Ich kannte ihn als aufbrausenden Gegner der grünen VCS-Präsidentin Franziska Teuscher, die in der «Arena» oft mit ihm zusammentraf. Ähnlich zu und her ging es in meiner ersten Session: Die «Via sicura», das Handlungsprogramm für mehr Sicherheit im Strassenverkehr, stand auf dem Programm. Giezendanner polterte gegen «Repression» und «Überreglementierung». «Das kann ja heiter werden», dachte ich, als ich in die Verkehrskommission einzog, wo er bereits Mitglied war. Und tatsächlich: Es kam zum Showdown. Bei der Vorlage über die zweite Gotthard-Strassenröhre stellte ich mich als Vorstandsmitglied der Alpen-Initiative gegen die Pläne von Bundesrätin Doris Leut-

hard. Ich widersetzte mich und bekämpfte die Aufweichung des europaweit wegweisenden Volksentscheides. Leider war gegen die Millionenkampagne von Giezendanners Strassenlobby und der Pirouetten drehenden Verkehrsministerin kein Kraut gewachsen.

Doch dann kam die Stunde des aufrechten Ueli Giezendanner. Als Bundesrätin Leuthard nach dem Jazur zweiten Gotthard-Strassenröhre auch noch das gesetzliche

Verlagerungsziel – von der Strasse auf die Schiene – angreifen wollte, standen wir gemeinsam auf die Bremse. Seither bin ich mir sicher: Wenn der Bundesrat jemals versuchen sollte, das Versprechen des einspurig genutzten Zweiröhrensystems am Gotthard zu brechen, würde sich Gie-

zendanner aus seinem Ruhestand zurückmelden und intervenieren, lautstark und schnörkellos, so wie wir ihn kennen.

Über die Jahre habe ich ihn in der Verkehrskommission als grosszügigen Menschen und innovativen Unternehmer schätzen gelernt, trotz politischen Differenzen. Mit ihm zu diskutieren, lohnt sich. Die Auseinandersetzungen sind nie trivial, immer anregend. Er liebt die Debatte, redet verständlich, manchmal etwas laut, aber stets humorvoll. Im Haifischbecken Bundeshaus ist er von seltener Verlässlichkeit. Wenn er bei einem Kompromiss mithilft, dann bleibt er dabei.

Einen verkehrspolitischen Grundkonsens haben wir nie gefunden. Doch die Zeit arbeitet für die grüne Seite. Die Kulturlandschaftsverschlingenden Strassenausbauten sind passé, die Zukunft gehört der klimaverträglichen Verkehrswende. Trotzdem: Alles Gute, Ueli Giezendanner!

Parlamentarier porträtieren in der *Weltwoche* ihren bevorzugten Gegenspieler. Nächste Woche: der Lieblingsgegner von Lukas Reimann



Rytz (Grüne), Giezendanner (SVP).





Frischlufte für die Klimadebatte

Der Widerstand gegen eine politisierte Wissenschaft formiert sich. Renommierete Forscher wenden sich in einer Deklaration gegen die allgegenwärtigen Katastrophenszenarien in der Diskussion um die Klimaerwärmung.

Von Markus O. Häring

Am 23. September hat eine Gruppe von 500 Wissenschaftlern und Experten der Uno die «Europäische Klima-Deklaration» («Es gibt keinen Klimanotstand») zugesandt. In den Mainstream-Medien fand der offene Brief kaum Erwähnung. Doch die Unterzeichner sind namhafte Klimawissenschaftler, Physiker, Umweltwissenschaftler, Chemiker, Geophysiker, Geologen, Biologen, Mathematiker, Ingenieure, Astronomen, Mediziner, Ökonomen. Erstmals äussert sich hier ein hochqualifiziertes internationales Gremium, das der Komplexität des fachübergreifenden Themas Klimaerwärmung gerecht wird, kritisch gegenüber den allgegenwärtig portierten Katastrophenszenarien.

Die Unterzeichner stellen die real existierende Klimaerwärmung überhaupt nicht in Frage. Auch die messbare Zunahme der CO₂-Konzentration in der Atmosphäre wird nicht bestritten. Von Klimaleugnern kann also keine Rede sein, auch wenn das von Klimaaktivisten und oberflächlichen Medien sofort und unqualifiziert so kommentiert wird.

Die Deklaration gliedert sich in sechs Feststellungen:

1 — Die beobachtete Erwärmung hat sowohl eine natürliche wie eine menschengemachte Ursache.

2 — Die Erwärmung erfolgt deutlich langsamer, als die Modelle vorhersagen. Die Mechanismen des Klimawandels sind noch lange nicht verstanden.

3 — Die Klimapolitik stellt auf unzulängliche Modelle ab. Die Klimawirksamkeit von CO₂ wird übertrieben.

4 — CO₂ wird als Schadstoff und nicht als unverzichtbares und lebenswichtiges Gas für alles Leben auf der Erde wahrgenommen.

5 — Statistisch trägt die beobachtete Erderwärmung zu keiner Zunahme von Naturkatastrophen bei.

6 — Klimapolitik muss wissenschaftliche und ökonomische Realitäten respektieren.

Das Initiativkomitee ist mit renommierten Persönlichkeiten wie Professor Richard Lindzen, emeritierter Atmosphärenphysiker des MIT (Massachusetts Institute of Technology), oder Professor Benoît Rittaud, Inhaber eines Lehrstuhls für Mathematik an der Universität Paris 13, besetzt. Der Initiator der Deklaration

ist der Niederländer Guus Berkhout, Professor für Geophysik, der an der Technischen Universität Delft lehrte.

Die Deklaration wurde ohne systematische Unterschriftensammlung von 500 qualifizierten Persönlichkeiten unterschrieben. Alleine in Italien haben über hundert Wissenschaftler unterzeichnet, da die kritische Diskussion dort bereits seit längerem und offener geführt wird. Hierzulande war die Vorbereitung des Manifests so wenig bekannt, dass nur zwei Unterzeichnende aus der Schweiz stammen. Die De-



Fachwissen aus allen Disziplinen.

klaration zeigt aber, dass sich der Widerstand gegen eine politisierte Wissenschaft zu formieren beginnt und tendenziösen Klimakatastrophenberichten bald Grenzen setzen wird.

Während die Deklaration in den Mainstream-Medien kaum Erwähnung fand, waren Klimaaktivisten in sozialen Medien umso schneller bereit, die Unterzeichner zu diffamieren: Die Mehrzahl des vierzehnköpfigen Vorstands erhielt in Wikipedia prompt einen anonym getätigten Eintrag als Klimaleugner. Da oberflächliche Medien ihre Recherche heute auf das Nachlesen in Wikipedia beschränken, ist das eine effiziente Methode, um eine

Person in eine vermeintlich fragwürdige Ecke zu stellen, auf Neudeutsch: zu «framen».

Typisch ist, dass eine wissenschaftliche Diskussion mit Argument und Gegenargument überhaupt nicht mehr stattfindet. Selbst Wissenschaftler der ETH, die eigentlich die Regeln der akademischen Debatte kennen müssten, verletzen diese Grundsätze. So entzieht sich der Klimatologe Reto Knutti der Beantwortung sachlicher Argumente und begnügt sich mit Ad-hominem-Bemerkungen auf Twitter. Sein Kommentar zur «Europäischen Klima-Deklaration»: «Wissenschaftler? Von den vierhundert Unterzeichnern haben nur eine Handvoll einen Hintergrund in Klimawissenschaft, die Mehrheit sind Schreibende, Ingenieure und Geologen mit keiner Expertise auf diesem Gebiet.» Doch die Debatte benötigt genau dieses breite Fachwissen aus allen Disziplinen. Klima ist nicht alleine Atmosphärenphysik, Klima ist das Resultat komplexester Kreisläufe, chemischer und physikalischer Interaktionen der Atmosphäre mit der Bio-, Geo- und Hydrosphäre. Die Wiedergabe dieser Prozesse mit mathematischen Modellen ist alles andere als gesicherte Wissenschaft.

Unzulässige Vermischung

Auf sachliche Kritik wird nicht mehr eingegangen. Die mantra-ähnlich wiederholte Aussage «The science is settled», die Wissenschaft sei gesichert, wird oft noch unterstrichen mit Sprüchen wie: «Man kann ja auch noch die Schwerkraft in Frage stellen.» Der Unterschied zwischen Schwerkraft und Klimamodellen liegt darin, dass man das eine experimentell laufend nachvollziehen kann, das andere nicht.

Es ist jedem Forscher und jeder Forscherin unbenommen, ihre persönliche Meinung kundzutun, genauso wie das auch in dieser Deklaration gemacht wird. Doch in dem Moment, in dem ein Forscher oder eine Forscherin behaupten, dass die Grundlage ihrer Aussage wissenschaftlich gesichert sei, verlieren sie den Anspruch auf Unvoreingenommenheit und verletzen die Grundvoraussetzung stringenter Wissenschaft. Die Deklaration der 500 richtet sich genau gegen diese bedenkliche und unzulässige Vermischung von Wissenschaft und Aktivismus.

Markus O. Häring ist promovierter Geologe, Mitglied der Eidgenössischen Geologischen Fachkommission und Vizepräsident des Carnot-Cournot-Netzwerks.

Ungesunder Filz

Die Vertreter der Gesundheitsbranche sind im National- und Ständerat eine einflussreiche Kaste. Kein Wunder, denn es winken die lukrativsten Mandate und Nebenjobs.

Von Hubert Mooser

Sie ist eine der führenden Gesundheitspolitikerinnen im Lande: Ruth Humbel, seit sechzehn Jahren Nationalrätin und Mitglied der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK). Wie viele ihrer Polit-Kollegen, die diesem Gremium angehören, ist auch sie mit dem Gesundheitssektor eng verbandelt. Als Verwaltungsrätin der Krankenversicherung Concordia kriegt sie eine Entschädigung von 34 000 Franken pro Jahr. Daneben ist sie Verwaltungsrätin der Privatklinikgruppe Swiss Medical Network Hospitals SA, wo sie jährlich weitere 30 000 Franken verdient. Insgesamt 64 000 Franken für rund zehn bis zwölf Sitzungen – nicht schlecht.

Der CVP-Politikerin muss man aber zugutehalten, dass sie schon vor ihrer Wahl ins eidgenössische Parlament im Gesundheitssektor tätig war. Humbel arbeitete beim Dachverband der Schweizer Krankenversicherer Santésuisse. Entsprechend sagt sie: «Ich wurde als Krankenversicherungsspezialistin in den Nationalrat gewählt.» Und trotzdem: Ihr Name steht inzwischen sinnbildlich für den parlamentarischen Gesundheitsbranche-Filz, der sich mit Ämtern und Geldern gegenseitig nährt.

Amt oder Lobby?

Im stetig wachsenden Gesundheitsbereich sind es vor allem die SGK-Mitglieder, die von Zusatzmandaten profitieren. Bei manchen National- oder Ständeräten fragt man sich indes, was eigentlich mehr zähle: das Amt als Volksvertreter oder dasjenige in der Gesundheitslobby.

Ebenso eng wie Humbel ist der Zuger Joachim Eder (FDP), der SGK-Präsident des Ständerates, mit dem Gesundheitssektor liiert. Neben seinen vielen Mandaten amtiert er als Beirat der einflussreichen Schweizer Ärzteverbände FMH. Wie viel ihm das einträgt, will er nicht verraten.

Doch immerhin kann man beim früheren Zuger Gesundheitsdirektor – wie auch bei der Gesundheitsspezialistin Humbel – die Verbindung zum medizinischen Bereich halbwegs nachvollziehen. Schwieriger ist dies bei SVP-Nationalrat Ulrich Giezendanner: Wie der bekanntermassen versierte Verkehrspolitiker zu seinem Mandat als Vizepräsident der Krankenkasse KPT Holding AG kam (Salär: 65 000 Franken pro Jahr), ist fraglich. Dort amtiert er seit 2012 – dem Zeitpunkt des Honorarskandals bei der früheren KPT-Spitze. Zusammen mit dem damals ebenfalls gewählten



Roland Eberle (SVP).



Ruth Humbel (CVP).



Silvia Schenker (SP).



Josef Dittli (FDP).

KPT-Präsidenten Thomas Zeltner sollte er das Schiff wieder auf Kurs bringen.

Überhaupt stellen die Krankenversicherer eine der stärksten Lobbys im Parlament – die sich zudem sehr spendabel zeigt. Der Berner BDP-Nationalrat Lorenz Hess etwa bezieht als Präsident der Versicherung Visana gegen 107 000 Franken jährlich. Sogar noch mehr,

Josef Dittli (FDP) erhält für den Vorsitz des Kassenverbands Curafutura 140 000 Franken.

nämlich 140 000 Franken, erhält FDP-Ständerat Josef Dittli für den Vorsitz des Kassenverbands Curafutura. Das Präsidium von Heinz Brand (SVP) bei Santésuisse wird mit rund 100 000 Franken pro Jahr abgegolten. Roland Eberle, SVP-Ständerat aus dem Thurgau, erhält als Vizepräsident der Groupe Mutuel Holding mindestens 90 000 Franken pro Jahr und Ständerat Erich Ettlil (CVP) als CSS-Verwaltungsrat 80 000 Franken.

Wer bei den Spitälern abkassiert

Auch die Spitäler locken mit lukrativen Pöstchen. So ist Silvia Schenker, SP-Nationalrätin aus Basel, im Verwaltungsrat des Universitätsspitals Basel und garnierte 2018 satte 32 400 Franken. Zu allfälligen Interessenkollisionen sagt sie: «Ich habe mich innerhalb der SP-Delegation in der SGK bei gesundheitspolitischen Themen immer dann zurückgehalten, wenn ich den Eindruck hatte, dass ich als Verwaltungsrätin des Universitätsspitals befangen sein könnte.» Das ist leichter gesagt als getan, wie sich beim Fusionsprojekt des Universitätsspitals und des Kantonsspitals Baselland zeigte: Schenker verteidigte als Verwaltungsrätin den Zusam-

schluss, während die SP eifrig Werbung dagegen machte.

Weiter von den Krankenhäusern profitiert die Vizepräsidentin des Nationalrates, Isabelle Moret (FDP). Vom Spitalverband H+, den sie präsidiert, kassiert sie zirka 44 000 Franken im Jahr. Gleich eine ganze Reihe von Politikern beschäftigt das Swiss Medical Network, eine Gruppe von Schweizer Privatkliniken. Nebst diversen Verwaltungsräten und Ruth Humbel lobbyieren auch Philippe Bauer (FDP) und Christine Bulliard-Marbach (CVP) für Krankenhäuser. Daneben kassierte Ständerat Martin Schmid (FDP) 2018 für das Verwaltungsratspräsidium beim Kantonsspital Graubünden 77 400 Franken. Und in Verwaltungsräten von übrigen Spitälern und Kliniken sitzen die Nationalräte Peter Schilliger (FDP), Beat Walti (FDP), Jacques Bourgeois (FDP), Nicolo Paganini (CVP) sowie Gerhard Pfister (CVP).

Der Präsident der Gesundheitskommission des Nationalrates, Thomas de Courten (SVP), und SGK-Mitglied Sebastian Frehner, ebenfalls SVP, sind gleichermassen mit der Pharma-lobby verbandelt: Frehner, der in Bern als der grosse Branchenlobbyist gilt, sagt dazu, er mache das sozusagen für Gottes Lohn. Denn die Pharmaindustrie sei die wichtigste Wirtschaftsbranche in unserem Land – weshalb er sich für gute Rahmenbedingungen einsetze.

CVP-Nationalrätin Ruth Humbel sagte einst in einem Vortrag, dass gesundheitspolitische Reformen einen schweren Stand hätten. Denn sobald Vorschläge auf dem Tisch lägen, formiere sich Widerstand von den Akteuren, die sich auf ihren Bereich, der sie treffen könnte, fokussierten. Was sie zu sagen vergass, ist, dass die «Akteure» die fürstlich entlohnten Lobbyisten im National- und Ständerat sind. ○



Nichts zu verlieren: Luzerner SVP-Ständeratskandidat Franz Grüter.

Sonderbundskrieg 2.0

Seit 171 Jahren ist die Luzerner CVP ununterbrochen im Ständerat vertreten. Jetzt bringt der Überraschungsangriff des Internetpioniers Franz Grüter (SVP) den christlichdemokratischen Sitz in Gefahr. Die Partei wehrt sich mit unchristlichen Methoden. *Von Florian Schwab*

Für auswärtige Beobachter erscheint der Luzerner Wahlkampf auf den ersten Blick normal. Die Parteien setzen vor allem auf klassische Wahlwerbung: Plakate, Inserate und persönliche Auftritte. Die *Luzerner Zeitung*, ein Fusionsprodukt aus ehemals freisinnigen und katholisch-konservativen Publikationen, achtet akribisch auf den Parteienproporz.

Doch hinter der brav-bürgerlichen Inner-schweizer Fassade wird mit allen Mitteln gekämpft. Kein Wunder, denn Luzern erlebt den bedeutsamsten Ständeratswahlkampf seit 1955. Damals haben die Freisinnigen der CVP einen Sitz im Stöckli abgejagt. Zuvor hatten die Konservativen acht Jahrzehnte lang alleine über die beiden Sitze verfügt. Den Wahlkampf 1955 beschrieb der christlichsoziale Nationalrat Alfons Müller-Marzohl als «ein Ringen, wie man es seither nie mehr erlebt hat».

Heute, 64 Jahre nach dem Verlust des einen Sitzes, droht der CVP die Einbusse des zweiten. Gemäss Sondierungen des Umfrageinstituts Sotomo vor zwei Wochen liegt FDP-Mann Damian Müller mit 49 Prozent vorne. Der Vorsprung der CVP-Kandidatin Andrea Gmür vor Herausforderer Franz Grüter (SVP) ist mit 38 gegenüber 35 Prozent ungemütlich schmal. Während auf Gmür eine historische Verantwor-

tung lastet, kann Grüter befreit aufspielen. Er hat nichts zu verlieren.

Die Zitterpartei der CVP ist teilweise hausgemacht. Kandidatin Andrea Gmür setzte sich im Januar in einem zähen internen Ringen durch – gegen den Willen des zurücktretenden CVP-Ständerats Konrad Graber. Dieser hatte Kantonsrätin Yvonne Hunkeler als Wunschnachfolgerin in Stellung gebracht.

Politische Blitzkarriere

Für parteiinterne Misstöne sorgte das Manöver, mit dem Graber zuvor den allseits beliebten Regierungsrat Guido Graf ausgebootet hatte. Ende 2018 verbreitete Graber die Absicht, nochmals anzutreten. So zwang er Graf, der sich bereits als Ständeratsnachfolger sah, in eine Regierungsratskandidatur. Als es kein Zurück mehr gab, verkündete Graber plötzlich, zum Ende der Legislatur doch zurückzutreten. Womit sich Graf der Möglichkeit beraubt sah, seinen Hut für den Ständerat in den Ring zu werfen.

Grabers Winkelzug sorgte für Verstimmung. Ohne Not habe er einen klar mehrheitsfähigen Kandidaten verhindert, hört man hinter vorgehaltener Hand. Als i-Tüpfelchen der internen CVP-Probleme darf gelten, dass der Kantonal-

präsident Christian Ineichen als provokante, polarisierende Persönlichkeit gilt, die viele Wähler verschreckt. Und Kandidatin Gmür kann zwar auf vier unauffällige Jahre im Nationalrat zurückblicken. Ursprünglich St. Gallen, nun wohnhaft in der Stadt Luzern, fällt es ihr aber eher schwer, die Basis in den konservativen Landen des Kantons zu begeistern. Sie steht für den modern-urbanen Flügel der CVP.

In diese Gemengelage platzte im April die Kandidatur Grüter. Von altgedienten CVP-Kadern ist zu hören, der SVP-Mann habe ihre Partei «auf dem falschen Fuss erwischt». Gerade jetzt, wo die CVP verwundbar dastehe, nominiere die SVP «erstmal einen ernstzunehmenden Kandidaten» mit einer «reellen Chance».

Der 56-jährige Franz Grüter überzeugt kraft seiner Unternehmerbiografie über die eigene Partei hinaus. Mitte der neunziger Jahre baute er zusammen mit seinem Bruder ein Internet-Start-up auf. Vor gut zehn Jahren übernahm er zusammen mit Partnern und Investoren den Internetprovider Green.ch und fusionierte diesen mit seinem Unternehmen. Bis zu seiner Wahl in den Nationalrat 2015 amtierte er als CEO, seither ist er Verwaltungsratspräsident.

Das Unternehmen beschäftigt über 130 Mitarbeiter. Vor einem Jahr erwarb der französische

Infrastruktur-Investor Infravia Capital Partners das Unternehmen für 214 Millionen Franken. Dieser Tage macht die Firma als Betreiberin von Rechenzentren für grosse Cloud-Anbieter auf sich aufmerksam. Das neue, 70 Millionen Franken teure Datacenter von Green.ch in Lupfig ist vor wenigen Wochen durch Bundesrat Guy Parmelin (SVP) eröffnet worden. Bei dieser Gelegenheit hat der Wirtschaftsminister die Pionierleistung Grütters bei der Etablierung der Schweiz als weltweit gefragter Datenstandort gelobt.

Politisch hat Grüter eine Blitzkarriere hingelegt. 2012 wurde er, ohne zuvor ein politisches Mandat innegehabt zu haben, Parteipräsident der Luzerner SVP. Drei Jahre später gelang ihm der Sprung in den Kantonsrat. Bei der Nationalratswahl erzielte er dann als Newcomer ein Glanzresultat. Heute kann er sich Chancen auf das Ständeratsmandat ausrechnen.

Seinen Wahlkampf hat Grüter akribisch geplant. Bereits vor einem Jahr analysierte er die Verkehrsflüsse im Kanton Luzern und sicherte sich Plakatflächen an den meistbefahrenen Strassen. Für den Endspurt prangt seine Werbung («Besser für Lozärn») grossflächig in der Luzerner Bahnhofshalle, direkt neben der Tafel mit den An- und Abfahrten.

Im Internet ist der SVP-Kandidat hochgradig präsent. In 30-Sekunden-Spots auf Youtube und Facebook erklären Bürger und Unternehmer, warum sie Grüter wählen. Auch Bundespräsident Ueli Maurer (SVP) empfiehlt Grüter in einem Clip zur Wahl. Grüter politisiert inhaltlich voll auf Parteilinie, gilt aber auch bei politischen Gegnern als freundlich und *gmöggig*. Die NZZ attestierte ihm vor vier Jahren, er wirke «umgänglich, volksnah, bodenständig».

Grütters Wahlkampfstrategie für den Ständerat zielte von Beginn weg auf eine bestmögliche Ausstrahlung auf andere bürgerliche Wähler. Direkt nach seiner Kandidatur schaltete er Inserate mit seinen Unterstützern, darunter populäre Unternehmer und prominente Köpfe aus FDP und CVP. Manche dieser Gesichter sind mittlerweile verschwunden. Grund: Grütters Supporter in den anderen Parteien wurden massiv unter Druck gesetzt. Im Umfeld Grütters wird von CVP-nahen Unternehmern berichtet, die «fast unter Tränen» ihre Unterstützung angekündigt hätten, da sie in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht worden seien.

Patrick Ineichen, CVP-Gemeindepräsident von Schenkon und Grüter-Unterstützer, erhielt unvermittelt Besuch vom Luzerner Kantonalpräsidenten, der ihn erfolglos zum Austritt aus Grütters Komitee bewegen wollte. Und aus freisinnigen Kreisen ist zu hören, dass der Parteivorstand die junge Partei-Vizepräsidentin Anne-Sophie Morand, auch sie eine Anhängerin Grütters, mit der Androhung von Konsequenzen für die eigene politische Karriere zum Austritt aus dem Grüter-Komitee bewegt habe.

In seiner Vehemenz erinnert der Luzerner Wahlkampf an eine Wiederholung des Sonder-

bundskrieges mit veränderten Vorzeichen. Die Liberalen tun sich kartellähnlich mit der CVP zusammen, der sie aus historischen Gründen lange spinnefeind waren. Erstmals betreiben FDP und CVP einen gemeinsamen Ständeratswahlkampf, was als direkte Retourkutsche für Grütters Griff nach Grabers Ständeratssitz gewertet wird. Im Parlament in Bern lehnten FDP-Kandidat Damian Müller und CVP-Kandidatin Andrea Gmür einen Grüter-Vorstoss für mehr Lärmschutz plötzlich ab, den sie ursprünglich selber mitunterschrieben hatten.

Empörung über «Schmutzkampagne»

In Leserbriefen wird scharf auf Grüter geschossen: Der «Millionär vom Eichberg», giftet ein CVP-Kantonsrat, versuche mit seiner «protzerischen Werbekampagne» die Luzerner zu kaufen. Auch CVP-Kandidatin Gmür spielt auf den Mann. An einem Podium kanzelt sie Grütters Volksinitiative für ein E-

Grütters Wahlkampf zielt auf eine bestmögliche Ausstrahlung auf andere bürgerliche Wähler.

Voting-Moratorium als «absolut hirnlos» ab, an einem anderen Anlass sät sie wenig subtil Zweifel am unternehmerischen Leistungsausweis des Gegenkandidaten: «Sie sind ja Unternehmer, sagt man zumindest.» Wer ein bisschen im Kanton herumfragt, findet heraus: Die CVP-Kandidatin höchstpersönlich platziert bei Meinungsmachern Gifteleien gegen Grüter, manchmal im Tandem mit FDP-Vertreter Müller.

Dass der SVP-Mann trotz allem in den Umfragen gut dasteht, verdankt er nebst der eigenen Basis vor allem den FDP-Wählern. Anders als die Parteispitze unterstützen sie laut Sotomo-Umfrage Grüter in stärkerem Masse als die CVP-Kandidatin – diese Umfrage übrigens wurde durchgeführt, noch bevor die CVP ihre schweizweite Google-Attacke auf die Kandidaten anderer Parteien geritten hat. In ihrer Internetwerbung griff die CVP unvermittelt auch Damian Müller an. Andrea Gmür trug die Kampagne zwar insgesamt mit, nahm aber ihren kantonalen Bündnispartner Müller umgehend in Schutz. Was die Grüter-näheren Strömungen in der FDP, hauptsächlich bei den FDP-Frauen und beim Jungfreisinn, nicht davon abhielt, der Empörung über die «Schmutzkampagne» (Damian Müller) der CVP aktiv Ausdruck zu verleihen.

Die Auswirkungen dieser Kontroverse bleiben abzuwarten. Klar ist: Zehn Tage vor den Wahlen sind die CVP und ihre Kandidatin hypernervös. Ein Sieg Grütters wäre eine spezielle Pointe der Geschichte. Franz Grüter ist in Ruswil aufgewachsen. Das ist ausgerechnet die Gemeinde, in der 1840 die Vorgängerorganisation der CVP aus der Taufe gehoben wurde. ○



Die Bibel

Liebe dank Mangel

Von Peter Ruch

Und der Herr, Gott, machte dem Menschen und seiner Frau Röcke aus Fell und legte sie ihnen um (Genesis 3,21). Nachdem Adam und Eva ihre Grenze überschritten hatten, bekamen sie sie umso empfindlicher zu spüren. Die Schlange hatte sie in Versuchung geführt mit der Voraussage, der Genuss der verbotenen Frucht werde sie gottgleich und unsterblich machen. Stattdessen etablierte sich der Mangel als Merkmal menschlichen Daseins: Bei der Gewinnung von Nahrungsmitteln sollen Dornen und Disteln die Menschen verdriessen, und der Erdboden ist verflucht. Bei der Geburt sollen Schmerzen sowie die Abhängigkeit vom Mann die Mutterfreude dämpfen. Diese Erzählung bildet die grundsätzliche Erfahrung ab, dass Schmerz und Mangel das Dasein begleiten. Dazu gehört auch die mangelhafte Haut des Menschen ohne Fell. Gott selber schafft nun Linderung, indem er Adam und Eva Röcke aus Fell schneidert und sie ihnen sogar eigenhändig anzieht. Ein überraschender Akt der Barmherzigkeit.

Als Mangelwesen ist der Mensch – am deutlichsten als Säugling und als Greis – auf Liebesdienste angewiesen. Die Mangelsituation ist geradezu die Quelle der Liebe. Jeder bemüht sich, seine eigenen Mängel zu beseitigen, aber sie tauchen stets wieder auf. Liebesdienste anzunehmen, kann Missbehagen auslösen. Zuweilen sind sie geradezu verpönt, weil sie eine Abhängigkeit darstellen. Das treibt die Forderungen nach anonymer Unterstützung in schwindlige Höhen. Die Abhängigkeit vom Staat scheint dagegen keinen Argwohn auszulösen. Das ist angesichts der Verschuldung erstaunlich. Sie beläuft sich trotz Friedenszeiten und guter Konjunktur weltweit auf gegen 250 Billionen (250 000 000 000 000) Dollar. Liebe ist eben unbezahlbar. Und die frivole Verschiebung des Mangels in die Zukunft lässt ihr immer weniger Raum. André Glucksmann beschrieb vor einigen Jahren den Hass als Rückkehr einer elementaren Gewalt. Es wäre eine vornehme Aufgabe, sein Buch durch die Zulassung des Mangels und damit der Liebe zu widerlegen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

Klotens Kreiselkrieg

Der weltgrösste Eishockey-Puck steht auf einem Kreisel in Kloten. Das Kunstwerk darf laut dem grünen Baudirektor Martin Neukom kein Logo des EHC tragen. Die Stadt und der Urheber sind erbost. *Von Christoph Mörgele*

Der Fall hat das Zeug zu mehr als einer blossen Provinzposse. Denn die Tausende von geschmückten Kreiseln in der Schweiz dienen zwar der Sicherheit und dem Verkehrsfluss, sind aber immer auch Visitenkarten von Gemeinden oder Regionen. Jetzt setzt ausgerechnet in der SVP-Hochburg Kloten der im Frühjahr neugewählte grüne Baudirektor Martin Neukom erste Zeichen seines politischen Willens. Der riesige Puck mit dem Emblem des Eishockeyclubs Kloten – liess Neukom die Stadt wissen – dürfe nicht so belassen bleiben. Sein Vorgänger Markus Kägi (SVP) hatte für den Puck der EHC Kloten Sport AG angesichts der grossen Bedeutung des Eishockeysports zum 80-Jahre-Jubiläum eine Bewilligung erteilt und sie im Oktober 2017 nochmals für zwei Jahre verlängert. Nun aber soll laut Martin Neukom endgültig Schluss sein. Denn es handle sich beim Logo des EHC eindeutig um Werbung, was gemäss den kantonalen Richtlinien verboten sei.

Die entsprechende Aufforderung aus der Hauptstadt sorgte in Kloten für Kopfschütteln und einen ebenso kämpferischen wie erfolgreichen Vorstoss im Stadtparlament. Stadtpräsident René Huber (SVP) macht jedenfalls keinerlei Anstalten, gegen die Kreiselkunst vorzugehen. Er will dem Kanton vielmehr die Chance geben, seinen «Grundlagenirrtum» doch noch einzusehen: «Es ist keine Werbung, wenn man das Symbol eines Vereins auf dem Puck hat.»

Auch Gerhard Müller, der Schöpfer des 2015 vollendeten Kunstwerks, wandte sich an Regierungsrat Neukom: «Mit Erstaunen habe ich die Nachricht auch hier in Brunnen gehört, um welche Kleinigkeiten gestritten werden soll.» Müller erinnerte daran, dass er als Urheber der Skulptur auf keinen Fall zulassen könne, dass



«Wir behandeln alle Kreisel gleich»: Riesenpuck.

ohne seine Zustimmung «irgendetwas am Aussehen dieses Gesamtkunstwerkes verändert wird». Und er bat die Behörden um etwas mehr Respekt gegenüber dem Urheberrecht.

Was heisst hier Werbung?

Mit Werbung – so ist der Künstler Gerhard Müller überzeugt – hat sein Klotener Puck nicht das Geringste zu tun. Es handle sich beim Logo vielmehr um das Erkennungszeichen eines geschichtsträchtigen Vereins, mit dem sich die Stadt Kloten in hohem Masse identifiziere. Das schaffe bestimmt keinen Präzedenzfall für das Aufstellen von Werbung: «Wofür sollte denn hier geworben werden? Der Verein verkauft weder Waren noch Dienstleistungen.» Da die Trägerschaft der Kreiselkunst keine kommerziellen Geschäfte betreibe, sei sein Puck auch keine Reklame. Und eindringlich forderte Müller von Regierungsrat Neukom: «Es kann nicht sein, dass eine Baudirektion den Begriff Werbung einfach neu definiert, und ich bitte Sie deshalb, die Sache pragmatisch und mit Augenmass neu zu beurteilen.» Mit etwas gutem Willen liesse sich bestimmt eine bürgerfreundliche Lösung finden, glaubt Müller, der sich in jeder Hinsicht als liberal beurteilt: «Richtlinien sollen ja dem Bürger dienen, nicht dem Staat. Das Objekt störte in der Vergangenheit keinen Menschen – warum soll es künftig nicht weiter dastehen können?»

In seinem Antwortschreiben stellte Baudirektor Martin Neukom klar, dass die Richtlinien bisher «stark strapaziert» worden seien: «Aus diesem Grund müssen wir auf die Einhaltung der Abmachung bestehen. Werbung für private Firmen – und um eine solche handelt es sich auch beim EHC Kloten – wird auf unseren Kreiseln nicht mehr zugelassen.»

Dann lenkte der grüne Politiker doch noch etwas ein: «Mir ist jedoch klar, welche emotionale Bedeutung der Eishockeysport für die Stadt Kloten hat. Deshalb kann ich Ihnen anbieten, den Puck stehenzulassen. Auf eine Entfernung des Logos muss ich jedoch bestehen, da dies ein unerwünschtes Präjudiz schaffen würde. Wir behandeln alle Kreisel und Gemeinden gleich.»

Regierungsrat Martin Neukom wurde sogar selber kreativ und schlug der Stadt vor, statt des Logos einen Eishockeyspieler auf dem Puck anzubringen. Über diesen Ratschlag kann der Künstler Gerhard

Müller nur lachen. Denn ein Eishockeyspieler trage auf Leibchen und Hosen fast nur Firmenlogos, sei also gewissermassen eine wandelnde Werbesäule. Ob es den Bürokraten des Kantons Zürich denn lieber sei, wenn statt des Vereinslogos künftig Unternehmen wie Elektro Schibli, Baugeschäft Agosti, Kaffee Chicco d'Oro, Postfinance, Huawei oder Garage Müller Auto Wehntal auf dem Kreisel prangten? Er könne doch keinen Hockeyaner im werbefreien Pyjama abbilden. Gerhard Müller ist jedenfalls nicht gewillt, irgendwelche Änderungen an seinem Klotener Puck vorzunehmen, der eigentlich als weltweit grösster ins Guinness-Buch gehörte.

Swiss-Heckflosse kein Problem

Besonders seltsam mutet der angebliche Präzedenzfall an, weil seit 2011 mit unbefristeter kantonaler Genehmigung eine Flugzeugheckflosse einen anderen Kreisel in Kloten zierte. Darauf prangt ein weisses Kreuz auf rotem Grund inklusive weisser Balken am oberen Rand – also ein Logo, das einzig das Unternehmen Swiss trägt. Die Swiss hat das entsprechende Kunstwerk denn auch vollumfänglich finanziert. Obendrein teilten im September die Verkehrsbetriebe Glattal AG freudig mit, sie würden ab nächstem Jahr in Kloten einen anderen Kreisel mit den Buchstaben VBG schmücken. Laut dem Sprecher des Kantons handle es sich hier nicht um ein Logo, sondern lediglich um drei Buchstaben. Nach offizieller Lesart liegt keine Werbung vor. Kurz: Die amtliche Willkür im Kanton Zürich ist in Sachen Kreisel offensichtlich.

In Kloten war es gar nicht einfach, die Finanzen für den fünf Meter hohen Puck zusammenzubringen. Gerhard Müller schuf zuerst einen fünfmal kleineren Prototypen, und der EHC Kloten (damals Kloten Flyers) verkaufte



Puck-Schöpfer Müller.



Baudirektor Neukom.

kleine Pucks, um den Betrag von etwa 100 000 Franken zusammenzubringen. Mitten im schwarzen Puck brachte der Künstler unübersehbar das Vereinslogo an: ein senkrecht stehender Schläger, zwei symbolisierte Flügel und ein grosses K, alles in den Farben Blau-Weiss-Rot. Doch die Kreiselfigur hat dem Klub kein Glück gebracht; es kam zu Besitzerwechseln und 2018 zum Abstieg von der Nationalliga in die zweitklassige Swiss League.

Stolzer Auftragskünstler

Gerhard Müller sieht sich selber als typischen «Auftragskünstler». Er hält nichts von Ausstellungsproduktionen, bei denen der grösste Teil der Werke später eingelagert wird. Der 63-Jährige ist gut geerdet, hat er doch nach der Kindheit in Dietikon eine Lehre als Werkzeugmacher absolviert. Schon mit neunzehn wan-

«Mir ist klar, welche emotionale Bedeutung der Eishockeysport für die Stadt Kloten hat.»

derte Müller nach Mexiko aus, wo er elf Jahre lang lebte. Dort fand er Arbeit in einer Fabrik für Landwirtschaftsmaschinen. Als er sich bei der Betriebsspitze nach dem Konstruktionsbüro für neue Landmaschinen erkundigte, erhielt er die Antwort: «Sie sind das Konstruktionsbüro. Sechshundert Leute warten darauf, Ihre Pläne umzusetzen.»

So lernte Müller das Improvisieren. Er habe heute noch die Fähigkeit, lacht Müller, problemlos ein Maschinengewehr zu konstruieren. Nach der Rückkehr baute er ein Haus in Lanzarote, wo er malte, aber bald von Langeweile gepackt wurde. Müller wurde ein gesuchter Werbe-Illustrator in Zeiten, in denen es noch keine Computer gab. Mit Fotos erreichte man nicht jenen Hyperrealismus, der in der Reklame gefragt war, also wurden etwa die Früchte auf den Hero-Büchsen gezeichnet und gemalt. Ein bedeutendes Werk von Gerhard Müller steht an prächtiger Lage am Vierwaldstättersee, nämlich vor dem «Park Hotel Vitznau». Es handelt sich um einen Brunnen, in dem sich Bulle und Bär, die Symboltiere der Wall Street, langsam im Kreis drehen. Diese Auftragsarbeit erhielt Müller vom österreichischen Investor Peter Pühringer, der einen Grossteil seines Vermögens dank Börsengeschäften erworben hat.

Eine Kreiselkulptur durfte Müller für die Firma Planzer in Pratteln realisieren. Erst später folgte der Auftrag für den Riesenpuck in Kloten, den er aus über 7000 einzelnen Pucks zusammengesetzt hat. Noch heute wundert sich der Kreiselkünstler, dass sich die kantonalen Politiker samt ihren Ämtern zwar intensiv mit einem Logo befassen, während die Frage der Statik des über drei Tonnen schweren Riesenpucks noch nie einen Beamten interessiert habe. ○

Wahlkampf

Warum ich Daniel Jositsch gut finde

Politisch vertreten wir Gegenpole. Trotzdem bin ich voll des Lobes für meinen Juristenkollegen, den Zürcher Ständeratskandidaten Daniel Jositsch (SP). Von Valentin Landmann (SVP)

Ein leerer Wagen fährt vor. Wer steigt aus? Daniel Jositsch! – Mit dieser zugegebenermassen etwas lauen Schmonzette wollte ich ihn kürzlich wegen seiner rasanten Körpergewichtsabnahme ein wenig provozieren. Jositsch, der während Jahrzehnten mit der Kombination «scharfer Intellekt in gemütlicher Bärchenfigur» brilliert hatte, erwiderte staubtrocken: «Schau Valentin, ich meide ganz einfach sämtliche Kohlenhydrate. Und das hat funktioniert.»

Die Konsequenz ist es, die einer solchen Diät zum Erfolg verhilft. Und Daniel Jositsch ist, so die erste Erkenntnis, konsequent, bei aller Flexibilität, die ihn zweitens auszeichnet. Denn, und damit wären wir bereits bei der dritten herausragenden Eigenschaft dieses Mannes: Er ist in der Lage, Fehler einzugestehen und seine Meinung zu revidieren, wenn ihn einer eines Besseren belehrt. Was allerdings in Anbetracht seiner argumentativen Brillanz nicht ganz einfach ist.

Als ich Daniel Jositsch kürzlich in meiner TV-Sendung «Landmann-Talk» interviewte, hatte ich mir meine gewohnte Uhrenkrawatte umgebunden, zu seinen Ehren jedoch die in roter Farbe. Jositsch erschien mit blauer Krawatte und erklärte, dass er nie Rot trage. Das passt zum Freigeist, der sich nie (wir sind schon bei Punkt fünf) blindlings einer Parteilinie unterwirft.

Immer ein lehrreiches Vergnügen

Daniel Jositsch hat die bei Politikern seltene Eigenschaft, auch über sich selber schmunzeln zu können. Ihn aus der Contenance zu bringen ist schwierig (wenn nicht aussichtslos). In der Sache sind wir oft entgegengesetzter Meinung, doch ich muss zugeben, es ist immer ein lehrreiches Vergnügen, mit ihm zu debattieren. In seiner unaufgeregten Art bringt er selbst die eifrigsten Gegner zum Nachdenken. Mehr kann man in einer politischen Diskussion kaum erwarten.

Obwohl im Grunde genommen herzlich wenig über sein Privatleben bekannt ist, hat man schnell das Gefühl, diesen Mann zu kennen. Das Phänomen Jositsch (ich habe, wie Sie vielleicht bemerken, das Nachzählen der Punkte aufgegeben, die ihn speziell machen) ist auch dadurch zu erklären, dass er sich vor keiner Konfrontation scheut. Wenn er doziert,

was er als Professor natürlich gerne tut, dann merkt man es kaum. Sein systematisches Denken erlaubt es ihm, selbst komplexe Sachverhalte einfach zu erklären.

Wo andere verwischen und verwedeln, stellt sich Jositsch auch den für ihn unangenehmen Themen. Ein leichtes Wippen mit den Beinen ist das höchste der Gefühle, das er bei einer solchen Gelegenheit preisgibt. Diese

Offenheit verschafft ihm nicht nur Glaubwürdigkeit, er ist damit seinen Konkurrenten oft eine Nasenlänge voraus.

Beruflich kenne ich Daniel Jositsch aus Zeiten, in denen noch keiner von uns beiden politisch aktiv war. Als Jurist funktioniert er im Prinzip gleich wie als Politiker. Jositsch schreibt regelmässig Gutachten. Diese werden selbstverständlich bezahlt, doch er ist nicht käuflich. Ich hatte immer den Eindruck, dass er



SP-Ständerat Jositsch.

aus innerer Überzeugung zu seinen Schlüssen und Empfehlungen gelangt. Ich weiss von Fällen, in denen Jositsch einem Auftraggeber vor der definitiven Ausfertigung des Gutachtens signalisierte, dass man die Übung

Er ist in der Lage, Fehler einzugestehen und seine Meinung zu revidieren.

besser abrechnen sollte, weil das Resultat nicht den Erwartungen entsprechen würde. Leider ist so viel Ehrlichkeit nicht selbstverständlich in unserer Branche.

Daniel Jositsch ist überzeugter Sozialdemokrat, aber kein Sozialist. Ich würde ihn als Realo bezeichnen. Er erinnert mich an den deutschen Altkanzler Gerhard Schröder, der kürzlich in einem Interview sagte: «Der Fehler der neuen SPD-Spitze ist, dass sie die ökologische Wünschbarkeit nicht in Relation setzt zur wirtschaftlichen Machbarkeit. Ist es wirtschaftlich nicht machbar, was wir aus ökologischen Gründen verlangen, so funktioniert das Ganze nicht.» Der Satz könnte von Daniel Jositsch sein. Oder auch von mir selber.

Valentin Landmann ist Rechtsanwalt. Er vertritt die SVP im Zürcher Kantonsrat und kandidiert auf der Liste 55+ der SVP als Nationalrat.

Revolte von aussen

Gregor Greber fordert mit dem Anlagefonds Veraison die Aufspaltung des Baukonzerns Implenia. Warum macht er in Firmen immer wieder Opposition gegen Manager und Verwaltungsräte? Von Beat Gygi



Unterschiedlich rentable Teile: Implenia-Baustelle in Freiburg.

Mit Biologie gegen das grösste Bauunternehmen der Schweiz – die Führung des Baukonzerns Implenia wird von Aktionären angegriffen, die sich vom Weinbau inspirieren lassen. Vergangene Woche hat sich die Auseinandersetzung um die Zukunft der Firma verschärft, als eine Aktionärsgruppe mit einem Kapitalanteil von 18 Prozent die Einberufung einer ausserordentlichen Generalversammlung, die Abwahl zweier Verwaltungsräte, unter anderem des Präsidenten Hans Ulrich Meister (früher Credit Suisse), und deren Ersatz durch eigene unabhängige Vertreter forderte. Angeführt wird die Gruppe durch Veraison Capital, einen Anlagefonds, der sich als Aktionär in Firmen einkauft, bei denen man ungenutztes Entwicklungspotenzial vermutet – und dessen Name Programm sein soll.

«Der Name Veraison soll zum Ausdruck bringen, wie wir als aktive Aktionäre denken und vorgehen», meint der 52-jährige Verwaltungsratspräsident Gregor Greber, der den Fonds zusammen mit dem früheren Sonova-Chef Valentin Chapero 2015 gegründet hat. *Véraison* bezeichnet im Weinbau die Phase, in der die Beeren am Rebstock im Sommer farbig werden, wachsen und sich zur vollen Reife entwickeln. Wenn in dieser Zeit die Bedingungen günstig sind, gibt es eine gute Ernte. Bildlich gesehen, gehen Greber und Kollegen also in den Rebberg und schauen, wo es sich am ehesten lohnt, die Trauben zu pflegen und

dafür zu sorgen, dass die Beeren schön reifen. Anders gesagt: bei welchen Firmen sich das Kultivieren lohnt.

Latein war zu langweilig

Aus dieser Sicht muss man es eigentlich so sagen: Biologie nicht gegen, sondern für das grösste Bauunternehmen der Schweiz, für dessen Eigentümer, Mitarbeiter. Greber sagt: «Oft heisst es, CEO und Arbeitsplätze seien Opfer unserer Reformmassnahmen geworden. Aber eigentlich waren ja diese Chefs Täter, die das

Für die Implenia-Führung ist das Vorgehen der Gruppe um Veraison zu aggressiv.

Unternehmen in einen schlechten Zustand gebracht hatten, also haben sie Themen wie Stellenabbau zu verantworten.» Hat Greber Vorbilder für Veraison? Er nennt etwa die schwedische Investmentgesellschaft Cevian, die kürzlich ABB zur Abspaltung der Energienetzgeschäfte veranlasst hat.

Die Rolle des aktiven oder aktivistischen Aktionärs passt auch zu seiner Person. «Ich hatte immer viel Feuer, ging mit Leidenschaft an die Dinge heran, aber wenn etwas wirklich unmöglich war, liess ich davon ab», sagt er. Er schaue nie lange in den Rückspiegel. Er sei immer ein grosser Fussballfan gewesen; als er je-

doch gesehen habe, dass eine Fussballerkarriere für ihn nicht wahrscheinlich sei, habe er sportlich gestoppt. Dass er 2012 den FCZ-Verwaltungsrat verlassen habe, sei ähnlich zu sehen. Und wenn man ihn frage, warum er das Gymnasium abgebrochen habe, sei die Antwort: «Weil es mir zu langweilig wurde, Latein und Ähnliches zu lernen. Ich wollte nicht so viel Fleiss und Speicherplatz für solche Fächer freisetzen.» Er machte eine Lehre bei der Luzerner Kantonalbank und fühlte sich sofort vom Unternehmerischen angezogen. Im *old-school banking* in Sursee erlebte er direkt, welches Restaurant einen Kredit erhielt, welcher Bauer eine Hypothek, wer einen Betriebskredit, wer einen Kleinkredit. Nach der KV-Lehre ging er nach Zürich und landete bald in Aktienabteilungen von Banken und damit an der Börse. 2008 gründete er Z-Capital, eine Anlagegesellschaft, die zugleich die kotierten Unternehmen nach deren Corporate-Governance-Qualität rankte – weitgehend im Windschatten der Anlagestiftung Ethos von Dominique Biedermann. Das Z-Rating umfasste über fünfzig Kriterien, nach denen die Firmen beurteilt wurden.

Nun steht Greber mit Veraison für viele im Ruf eines Angreifers. Mit einem achtköpfigen Team betreut er ein Portefeuille mit acht Investments im Umfang von gut 250 Millionen Franken in die Unternehmen Ascom, Calida, Comet, Orell Füssli, Rieter, Zehnder, Zur Rose und jüngst Implenia. Er präzisiert: «Wir sind zwar nicht Unternehmer, sondern führen einen Anlagefonds, investieren aber unternehmerisch in Aktien bestimmter Firmen und geben später die Anteile wieder zurück in den Markt, in der Hoffnung, das Unternehmen sei in besserem Zustand als beim Kauf.» Das sei ihnen gelungen mit dem Medienunternehmen Goldbach, mit dem Hersteller von Kabelverarbeitungsmaschinen Komax, dem Reisekonzern Kuoni, und beim Solarausrüster Meyer Burger habe Veraison dank der Finanzrestrukturierung das Leben verlängert.

Es habe aber auch Fehlschläge gegeben, etwa bei Leonteq, wo man Geld verloren habe. «Wir haben nicht die Weisheit gepachtet, sondern arbeiten mit Theorien und Thesen, oft auch mit solchen, die im Unternehmen schon vorlagen, die wir dann analysieren und nach Prioritäten ordnen.» Manchmal sei man mit der richtigen Idee am Markt, aber zu früh. Um Effizienz, Kultur oder Identität im Unternehmen zu stärken, seien zudem nicht achtzig

Massnahmen nötig, meistens genüge ein halbes Dutzend. In gewisser Hinsicht gehe man ähnlich vor wie Private-Equity-Gesellschaften, die Firmen für eine Zeitspanne ganz unter ihre Kontrolle nähmen.

Beim Halbleiterausrüster Comet konnte der Fonds kürzlich seinen Kandidaten Heinz Kundert gegen den Willen des abtretenden Verwaltungsratspräsidenten Hans Hess (Swissmem-Präsident) als dessen Nachfolger einsetzen. Mittlerweile hätten die Verwaltungsräte, auch vorherige Gegner, Kundert nun auch die CEO-Rolle samt Aufräumarbeiten zugeordnet. «Wir hatten eine schwierige Ausgangslage», sagt Greber, «aber jetzt sehen wir, dass man den Champion wachküssen kann.» Bei Implenia sehe er eine ähnliche Ausgangslage.

Hintergrund der Auseinandersetzung um Implenia ist, dass das Unternehmen seit der Fusion aus Zschokke und Batigroup im Jahr 2005 aus zwei ganz unterschiedlich rentablen Teilen besteht; die ertragsschwache Bautätigkeit wird durch das lukrative Geschäft mit Liegenschaftenentwicklung, also das Suchen, Kaufen, Bebauen und Verkaufen von Grundstücken, gestützt. Im Zentrum ist für Greber die Frage, ob sich die beiden Divisionen

Bau und Immobilienprojekte gegenseitig befruchten oder behindern.

Die Implenia-Führung argumentiert, ihr sogenanntes integriertes Geschäftsmodell finde bei Aktionären und Finanzanalysten viel Anklang, und auch von Corporate-Governance-Spezialisten erhalte man gute Noten für die Führung des Konzerns. Die Führung kritisiert die Gruppe um Veraison, zu der auch der langjährige gewichtige Aktionär Max Rössler zählt; sie gehe aggressiv und destruktiv vor, sie wolle den Konzern zerschlagen und gefährde damit auch Arbeitsplätze. Die eigene lokale Bautätigkeit sei sehr nützlich, da sie ja immer wieder beim Entdecken von Geschäftsgelegenheiten für die Projektentwicklung helfe.



Veraison-Chef Greber.

Greber hält dagegen, dass die grossen, erfolgreichen Immobilienfirmen allesamt klar fokussiert seien – und aus seiner dreissigjährigen Erfahrung am Schweizer Kapitalmarkt sei er der Überzeugung, dass die Quersubventionierung eines schwachen Zweiges durch einen starken Teil praktisch immer eine Beeinträchtigung des ganzen Unternehmens bedeute. Implenia könne das ganze Entwicklungspotenzial nur verwirklichen, wenn die Immobilienentwicklung vom Baugeschäft getrennt und separat an

die Börse gebracht werde. Ähnliches hatte der britische Investor Laxey bereits vor, als er 2007 gross bei Implenia einstieg, dann aber durch einen trickreichen Abwehrkampf zermürbt wurde und 2009 wieder ausstieg.

Tabuzonen

Es gibt zwei Arten von Firmen, von denen Veraison die Finger lässt: erstens Biotech-Firmen, weil diese schwierig zu beurteilen sind, und zweitens staatlich beeinflusste Unternehmen, weil da Handlungsfreiheit und Eigentumsrechte zu stark eingeschränkt sind. Werden denn nicht praktisch alle Firmen zunehmend eingeeignet durch Vorschriften über Compliance, Ethik, Umwelthaftung, Lohnpolitik, Gleichstellung – ja förderte nicht Greber früher sogar selber diesen Geist, als er die Z-Capital-Ranglisten der Corporate Governance erstellte? «Ich fand solche freiwilligen Mess- und Risikoinstrument gut, aber wenn die Anwendung befohlen wird und stur Kästchen angekreuzt werden, gibt es eine Vermischung von privat und staatlich sowie der Verantwortlichkeiten.» Ähnliche Gefahren eines Herdentriebs sieht er im zunehmenden passiven Investieren, bei dem jeweils einfach ein Wertpapierindex nachgeahmt wird – aber immerhin werde dies die Chancen jener Investoren verbessern, die für ihre Engagements mehr Research betrieben. ○

Lesestoff!



Jeden Samstag.
Natürlich auch
online.

schweizamwochenende.ch

Unsere Wochenendausgabe: rundum modern und frisch, mit einer Fülle an Lifestyle, Reisetipps und Kultur.

«CO₂ spielt eine untergeordnete Rolle»

Mit dreizehn Jahren studierte er am Technion in Haifa. Heute gehört der israelische Physikprofessor Nir Shaviv zu den wenigen, die sich vom Klima-Hype distanzieren. Er entlarvt die Tricks der Wissenschaftler und erklärt, warum die Auswirkungen des CO₂ auf die Erwärmung überschätzt werden. *Von Pierre Heumann*

«Viel Glück mit der Publikation», wünschte Nir Shaviv dem Reporter Doron Levin, der ihn für die Online-Ausgabe des Wirtschaftsmagazins *Forbes* interviewt und ihm anschliessend den Text zum Gegengelesen vorgelegt hatte. Der israelische Astrophysiker ahnte, dass die Redaktion den Text ablehnen würde. Denn bereits ein Jahr zuvor hatte die Nachrichtenagentur Bloomberg die Veröffentlichung eines Gesprächs mit ihm über die Ursachen des Klimawandels verweigert.

Zunächst sah es so aus, als ob Shaviv die *Forbes*-Redaktion falsch eingeschätzt hätte. Shaviv-Zitate wie «Klimawandel hat es immer schon gegeben, und daran wird sich nichts ändern» oder «der CO₂-Ausstoss spielt dabei nicht die grösste Rolle, sondern die periodische solare Aktivität» fielen der Zensur von *Forbes* nicht zum Opfer. Das Interview erschien online mit dem Titel «Klimawärmung? Ein israelischer Astrophysiker liefert eine alternative Sicht, die man nicht ohne weiteres ablehnen kann».

Der Text stiess bei den Lesern auf grosses Interesse und wurde in kürzester Zeit 40 000-mal aufgerufen. Doch während Shaviv mit seiner Familie den Strand von Tel Aviv genoss, stellte er plötzlich fest, dass *Forbes* das Interview nach vier Stunden vom Netz genommen hatte. Es habe den Qualitätsanforderungen der Redaktion nicht genügt, begründete die Redaktion die ungewöhnliche Sperre. Shaviv hat dafür allerdings eine andere Erklärung: Seine Thesen über den Klimawandel seien politisch nicht korrekt gewesen.

Merkwürdige Messresultate

Wir besuchen den 47-jährigen Dekan der Abteilung Physik in seinem Büro auf dem Campus der Hebräischen Universität. Ein 8-Inch-Schmidt-Cassegrain-Amateurteleskop dominiert das Zimmer und erinnert an den Ursprung von Shavivs Faszination für das Universum.

Schon als Kind habe er mit diesem Fernrohr einen Teil seiner Freizeit als Hobbyastronom verbracht, sagt er. Der Teenager war hochbegabt. Mit dreizehn Jahren studierte er bereits am Technion in Haifa, einer der weltweit führenden technischen Hochschulen, die mit dem MIT oder der ETH vergleichbar ist. Bereits zwei Tage nach seiner Matura bestand er sein letztes Bachelorexamen am Technion. Noch während seines Armeedienstes in der Elite-Einheit 8200, die auf Cybersicherheit und digitale Spionage

spezialisiert ist, schrieb er seine Masterarbeit. Kaum hatte er die Uniform abgelegt, lagen seine Ergebnisse schon vor. Er habe eben stets parallel gelernt, meint Shaviv mit einem etwas verlegenen Lächeln auf die Frage, wie er das alles in so kurzer Zeit geschafft habe.

Der Sohn einer prominenten Architektin und eines renommierten Physikprofessors ist in einem Solar-Haus aufgewachsen, das seine Mutter konzipiert hatte. Energiebewusstes Verhalten war in seinem Elternhaus eine Selbstverständlichkeit: «Ich tendierte in meiner Jugend sogar dazu, Gesetze zur Lösung ökologischer Probleme zu befürworten.» Er sei deshalb «extrem überrascht» gewesen, als er aufgrund seiner Forschungen als Astrophysiker begriffen habe, dass es sich

Dem Westen empfiehlt er eine langsame Abkehr von fossilen Energieträgern.

beim Klimawandel um ein viel komplizierteres Phänomen handle, als Politiker oder Medien behaupteten. Er könne beweisen, dass ein Grossteil der globalen Erwärmung nicht den Auswirkungen der Zivilisation zuzuschreiben sei.

Shaviv gehört zu den wenigen Forschern weltweit, die dem Klima-Hype etwas entgegenhalten. Im Gegensatz zur überwiegenden Mehrheit seiner Kollegen ist Shaviv überzeugt, dass es «keinen direkten Beweis dafür gibt, dass CO₂-Schwankungen zu grossen Temperaturschwankungen führen». Das von Menschen produzierte CO₂ spiele beim Klimawandel bloss eine untergeordnete Rolle. Zwischen 50 Prozent und zwei Dritteln der globalen Erwärmung seien auf die Aktivitäten der Sonne zurückzuführen, sagt er.

Dass sich das Klima verändere, streitet er zwar nicht ab. Doch das sei kein Grund zur Panik: «Al Gore führt in die Irre.» Im Film «Eine unbequeme Wahrheit» führte der ehemalige Vizepräsident der USA ein Horrorszenerario vor, in dem die Menschheit mit ihren Abgasen die Atmosphäre durchlöchert.

Die meisten Klimaforscher wollen nicht wahrhaben, dass die Aktivitäten der Sonne einen grossen Einfluss auf das Klima haben, sagt Shaviv und zeigt auf eine Grafik auf seinem Bildschirm, die mit «Acht Jahrzehnte Gezeitenmessung» angeschrieben ist: «Sehen Sie, bei aktiver Sonne steigen die Meeresspiegel an, bei in-

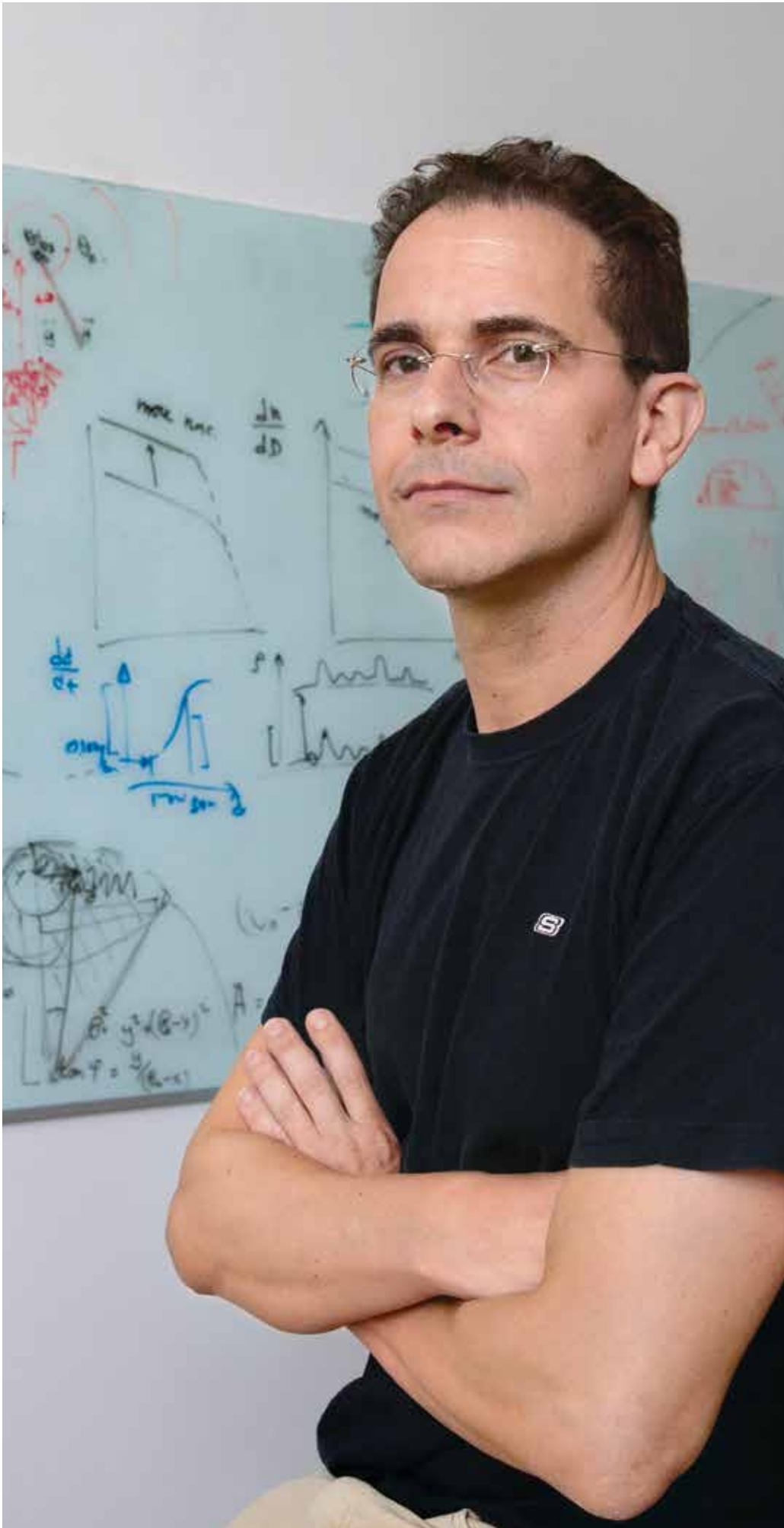
aktiver Sonne fallen die Meeresspiegel. Auf kurzen Zeitskalen gelangt in erster Linie Wärme in die Ozeane, und das Wasser dehnt sich aus. Damit lässt sich der Strahlungsantrieb der Sonne messen. Er ist etwa zehnmal grösser als der Wert, den der Uno-Klimarat IPCC zugesteht.» Dieser lasse ausser Betracht, dass es einen Verstärkungsmechanismus zwischen der Sonnenaktivität und dem Klima gebe.

Der Weltklimarat versuche, mit Tricks seine vorgefassten Thesen über den Hauptschuldigen CO₂ zu belegen. Aber er verwende veraltete Modelle. Zudem lasse er die solare Aktivität als wesentlichen Faktor ausser Acht, obwohl diese einen grossen Einfluss auf das Klima habe. Shaviv: «Die Klimamodelle haben den Realitätstest nicht bestanden.»

Etwas naiv sei die Annahme des Klimarats, dass das Klima nur von einem einzigen Faktor beeinflusst werde. Schlimmer noch: Der IPCC gehe davon aus, dass eine Verdoppelung des CO₂-Gehalts zu einem Temperaturanstieg von 1,5 bis 4 Grad führe. Das Ausmass der Bandbreite sei verdächtig, so Shaviv. «Die Experten sind sich gar nicht sicher, welche quantitativen Auswirkungen ein CO₂-Anstieg auf das Klima hat.» Merkwürdig sei zudem, dass Klimaexperten die Messresultate zu den Folgen des erhöhten CO₂-Ausstosses auf das Klima, also die Klimasensitivität, seit 1979 unverändert gelassen haben.

Trotz riesiger Summen, die Forschern zur Klärung dieser wichtigen Frage zur Verfügung gestellt wurden, habe man keine neuen Erkenntnisse gewonnen. Plötzlich wird Shaviv etwas lauter: «Regierungen haben während vierzig Jahren Milliarden Dollar, Euro und früher D-Mark in die Klimaforschung investiert – und jetzt haben sie nicht mehr Klarheit als zu Beginn ihrer Forschungen.» Mit seinen Studien, so Shaviv, habe er hingegen gezeigt, dass die Klimasensitivität – die Folgen des erhöhten CO₂-Ausstosses auf das Klima – am unteren Ende der Bandbreite anzusiedeln sei, nämlich zwischen 1,5 und 2 Grad.

Seine Forschungsergebnisse seien für die meisten Experten unbequem, sagt Shaviv: «Wir wissen, dass es in der Vergangenheit sehr grosse Klimaveränderungen gab, ohne dass fossile Brennstoffe verbrannt wurden.» Vor tausend Jahren, doziert er, war es auf der Erde gleich warm wie heute. Während der Kleinen Eiszeit, die vom 15. bis ins 19. Jahrhundert dauerte, war die Themse oft gefroren. Der Klimarat habe das zwar in seinen ersten beiden Berichten erwähnt. Doch ab 2001 sei dieser



Wissenschaft ist keine Demokratie: Forscher Shaviv.

Hinweis plötzlich verschwunden. «Das Klima der letzten tausend Jahre wurde als konstante Grösse präsentiert, die sich erst im 20. Jahrhundert änderte. Mit dieser bewusst falschen Darstellung wollte der Klimarat sein im Voraus festgelegtes Narrativ untermauern.»

Auch die jüngste Warnung des Klimarates vor schmelzenden Eiskappen und steigenden Meeresspiegeln nimmt Shaviv deshalb nicht ernst. Im IPCC-Sonderbericht über den Ozean und die gefrorenen Komponenten des Erdsystems (Kryosphäre) ist in einem der Szenarien von einem Anstieg der Meeresspiegel «von mehreren Metern» die Rede.

Dass der Meeresspiegel ansteigen werde, streitet Shaviv zwar nicht ab. Doch er rechnet mit höchstens 20 Zentimetern Anstieg für die Dauer dieses Jahrhunderts – weil die Erwärmung bescheiden ausfallen werde. Die Schwarzmalerei würden die Klimasensitivität in Bezug auf den CO₂-Ausstoss zu hoch veranschlagen. Deshalb warnt Shaviv vor umweltpolitischen Massnahmen, deren Umsetzung teuer sind. «Sie ergeben keinen Sinn. Stattdessen würde ich die entsprechenden Ressourcen investieren, um das Leben der Menschen in der Dritten Welt zu verbessern», schlägt Shaviv vor.

Billiger und unbedenklicher

Dem Westen empfiehlt er trotzdem eine langsame Abkehr von fossilen Energieträgern und den vermehrten Einsatz von alternativen Energien, weil sie billiger und unbedenklicher seien. Dazu zählt er auch die Kernenergie: «Sie ist günstig, sauber und hat einen kleinen ökologischen Fussabdruck.»

Seine Aussenseiterrolle in der Klimadebatte hat Konsequenzen. Die akademische Welt behandle ihn wie einen Aussätzigen, mit dem jeder Kontakt zu vermeiden sei. Weil Anträge auf Publikationen oder Forschungsgelder jeweils einem Expertengremium vorzulegen seien, würde er regelmässig Absagen erhalten. Dabei gäbe es noch so viel zu entdecken und zu erforschen, zum Beispiel die Wirkungskette von kosmischer Strahlung und Klima. Weil sein Budget klein sei, beschränke er sich vor allem darauf, bestehende Daten auszuwerten.

Dass er mit seiner Klima-Meinung in der Minderheit ist, mache ihm wissenschaftlich nichts aus, sagt er. Er halte es mit Albert Einstein, dem man seinerzeit vorgeworfen habe, dass seine Relativitätstheorie falsch sei. Als ein Buch mit dem Titel «Hundert Autoren gegen Einstein» die Relativitätstheorie widerlegen wollte, entgegnete Einstein: «Weshalb hundert? Sollte ich unrecht haben, würde ein einzelner genügen.» Die Wissenschaft, so Shaviv, sei eben keine Demokratie: «Selbst wenn 100 Prozent aller Wissenschaftler eine bestimmte These vertreten, kann eine Person, die gute Beweise für die Gegenthese hat, recht haben.» ○

Die EU muss ein Bundesstaat werden

Seit siebzig Jahren versuchen die Europäer, eine echte politische Union zu schmieden. Bisher fehlte das Hauptelement: die Furcht vor einer äusseren Bedrohung. Diese Zeiten sind vorbei. *Von Bruno Maçães*

Wir sind wieder dort, wo wir schon einmal waren: Die Welt ist aufgeteilt in zwei rivalisierende Machtblöcke, und Europa ist auf der Suche nach einer neuen Rolle. Die Integrationsanstrengungen der Europäer hängen davon ab, ob eine adäquate Definition ihrer Rolle gefunden wird.

In den Anfangsjahren des Kalten Krieges schien der Ausdruck Dritte Welt wie geschaffen für Europa. Nach Ansicht vieler Beobachter war es unausweichlich, dass die Europäer nach einer wirtschaftlichen Erholung des Kontinents das Bedürfnis haben würden, sich neben den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion als dritter globaler Machtpol zu etablieren. Das war eine plausible Vorstellung. Europa hatte sich nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs wieder erholt, und nach 1945 wurde eine ähnliche Entwicklung erwartet. Ein oder zwei Jahre würde es dauern, bis das ganze Ausmass der Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs offenbar würde.

1947 zeichnete sich der ökonomische Zusammenbruch bereits ab, woraufhin die Amerikaner in grosser Eile den Marshallplan beschlossen, um diese Katastrophe zu verhindern. Aber schon damals waren nur wenige Amerikaner Befürworter einer permanenten US-Präsenz in Europa oder glaubten, dass amerikanische Steuerzahler bereit wären, auch künftig für die Kosten der europäischen Sicherheit aufzukommen und den wirtschaftlichen Aufschwung in Europa für längere Zeit zu subventionieren.

Wie sich zeigte, konnte den Wählern die Vorstellung einer nordatlantischen Gemeinschaft unter amerikanischer Führung schmackhaft gemacht werden. Erstaunlicherweise änderte auch der Zusammenbruch der Sowjetunion daran nichts, jedenfalls in den unmittelbar folgenden Jahrzehnten. Präsident George Bush erklärte 1991 sogleich, dass die Vereinigten Staaten sich weiterhin in Europa engagieren würden, was während der Balkankriege und des Kosovo-Kriegs nachdrücklich bestätigt wurde.

Erst heute, mit Donald Trump, stellt sich die Frage erneut. Bei jedem Thema, das europäische Interessen berührt, argumentiert Trump



Warum kümmert sich Europa nicht um die eigenen Angelegenheiten?

nach dem gleichen Muster: Europa ist wohlhabend und vereint, warum kümmert es sich nicht um die eigenen Angelegenheiten? Trump interessiert sich nicht für die alte Vision von den Vereinigten Staaten als einer europäischen Macht. Er will, dass die Europäer für ihre Verteidigungsausgaben selbst aufkommen, und drängt zugleich auf neue Verhandlungen über die wirtschaftlichen Beziehungen, die für die USA deutlich vorteilhafter sein sollen. Wenn es je einen Grund gab, Europa als privilegierten Partner anzusehen, dann, so Trump, habe dieser Grund sich erledigt.

China und die Schlüsseltechnologien

Die Europäer sind in einer Situation, von der sie oft geträumt haben, für die sie aber noch nicht bereit sind. So wie der heilige Augustinus zu Gott gebetet haben soll: «Mach mich tugendhaft, aber noch nicht gleich.» Die Europäer wollen unabhängig und eine souveräne globale Macht sein – aber vielleicht nicht gleich oder jedenfalls nicht so schnell.

Das Problem ist, dass die Welt, in der die Europäer allein für sich sorgen müssen, plötzlich viel gefährlicher geworden ist. Aus ihrer Sicht sind Russland und China strategische Bedrohungen und nehmen auf ganz unterschiedliche Weise Einfluss.

Russland gilt als Papiertiger. Neben Frankreich und Deutschland, ganz zu schweigen von der vereinten Stärke der EU, ist Russland wirtschaftlich ein Zwerg. Es ist ein Land, das an massiven und quasi permanenten Strukturproblemen leidet: geringe Innovation, übermässige Abhängigkeit von Energie und Gütern, übermächtige Bürokratie. Mit anderen Worten: wie gehabt. Doch diese Probleme sind keine russische Krise, sondern das russische Modell. Sie haben nicht verhindert, dass Russland in den vergangenen Jahrhunderten beträchtlichen Einfluss in Europa hatte, weshalb nicht ausgeschlossen werden sollte, dass Russland seinen Einfluss auch in Zukunft geltend machen könnte.

Der Fall China ist gravierender. China lässt keinerlei Bereitschaft erkennen, sich westlichen Werten

anzunähern, aber seine Fähigkeit, mit dem Westen zu konkurrieren, ist unbestritten. Ob die chinesische Wirtschaft ihr rasches Wachstum fortsetzt oder auf eine Phase wirtschaftlicher Schwierigkeiten zusteuert – kaum jemand, der mit den lokalen Verhältnissen vertraut ist, bezweifelt, dass China die Wachstumsbedingungen meistern wird. In dieser Hinsicht stellt das moderne China für den liberalen Westen eine ernsthafte Herausforderung dar.

Wenn China demonstrieren kann, dass der Westen nicht das einzige Modell ist, das die Schlüsseltechnologien der Zukunft entwickeln und beherrschen kann, dann wird der globale Wettstreit zwischen unterschiedlichen Modellen stattfinden und die historische Entwicklung nicht mehr herkömmlichen Wegen folgen. Schon warnen Vertreter der europäischen Industrie, vor allem in Deutschland, vor einer Welt, in der chinesische Unternehmen Schlüsseltechnologien beherrschen, in denen Europa früher einen Vorsprung hatte und von denen sein künftiger Wohlstand fraglos abhängen wird. Indus-

trieroboter, künstliche Intelligenz, selbstfahrende E-Autos – das sind nur einige Beispiele.

Der jüngste Fall ist die chinesische Luftfahrtindustrie. Nach Schätzungen von Boeing wird China in den nächsten zwanzig Jahren 7690 neue Flugzeuge im Wert von 1,2 Billionen Dollar benötigen. Das ist eine riesengrosse Chance für die heimische Industrie, und Peking hat die Luft- und Raumfahrt als eine von zehn strategischen Branchen in seiner «Made in China 2025»-Initiative ausgewiesen. Branchenexperten gemäss wird China in zehn Jahren mit Boeing und Airbus konkurrieren können.

Die Kontrolle über Schlüsseltechnologien hat natürlich Auswirkungen auf den militärischen Sektor. Auch deswegen schauen die Europäer mit wachsender Sorge nach China, das militärische Stärke mit wirtschaftlicher Dynamik in einer Weise verbindet, wie das der Sowjetunion nie gelungen ist und auch dem heutigen Russland nicht gelingt. Gleichzeitig sollte die Gefahr, zweifellos real, im Kontext gesehen werden: Weder Russland noch China sind in der Lage, die zentralen Sicherheitsinteressen Europas unmittelbar zu bedrohen. Allerdings können sie die Europäische Union spalten und das Fundament europäischer Macht schwächen. Das ist tagtäglich zu beobachten.

Das Albtraumszenario ist eines, in dem der technologische Vorsprung der USA und Chinas immer grösser wird, europäische Unternehmen die vierte technologische Revolution weitgehend verschlafen und globale Wertschöpfungsketten in einer Weise umstrukturiert werden, dass Europa von den neuen Wachstumsmärkten zunehmend ausgeschlossen wird, vor allem in dem Küstenbogen von Mumbai über Jakarta bis hinauf zum Perlfussdelta.

Die Bedrohung durch China wird so akut wahrgenommen, dass viele Europäer das Fehlen einer gemeinsamen amerikanisch-europäischen Front inzwischen offen beklagen. Das ist kein Zufall. Die Amerikaner ziehen sich aus Europa zurück, weil sie glauben, dass das ökonomische Zentrum der Welt nun woanders liegt. Und gegenüber der EU ist man weniger grosszügig, weil man glaubt, Macht und Ressourcen für die künftige Konfrontation mit Peking bereithalten zu müssen, also nicht mehr mit den Europäern teilen zu können.

Politisch dürfte klar sein, dass die EU von den frühen Manifestationen einer neuen Weltordnung kalt erwischt wurde – einer Welt, in der die USA sich immer weniger für freiheitliche Werte engagieren und die Konkurrenz in Eurasien an Intensität gewinnt. Im vergangenen Monat wurde erstmals versucht, ein neues Schachbrett von Bündnissen zu entwerfen. Beim Besuch des japanischen Ministerpräsidenten in Brüssel verkündete EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker ein neues Abkommen über die globale Infrastruktur und bezeichnete Japan als wichtigsten Partner bei dem Vorhaben, eine Weltordnung aufzubauen, die auf starken nor-

mativen Standards, multilateralen Institutionen und einem gemeinsamen Regelwerk beruht. Diese Massnahme hatte das Ziel, dem geopolitischen Grossprojekt der Chinesen, der Neuen Seidenstrasse, etwas entgegenzustellen, aber sie wird in vielerlei Hinsicht ausgebaut werden müssen – geografisch, funktional und finanziell –, wenn sie die erhoffte Wirkung haben soll.

Auszeit von der Geschichte

Eilig verabschiedete die EU in den letzten beiden Jahren neue Gesetze, die den europäischen Markt vor unfairen Handelspraktiken schützen sollen. Weitere Gesetze sollen die Möglichkeit bieten, Auslandsinvestitionen zu durchleuchten und notfalls zu blockieren, wenn ausländische Interessen die Sicherheit der Union gefährden. In nächster Zeit werden wir ähnliche Entwicklungen in zwei weiteren Bereichen beobachten können: öffentliche Auftragsvergabe und Wettbewerbsgesetz. Das eine richtet sich gegen den chinesischen Protektionismus, der den Europäern schon lange ein Dorn im Auge ist. Das andere ist eine Priorität der neuen Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen, die der Auffassung ist, dass europäische Unternehmen die Möglichkeit haben sollten, zu wahren globalen Akteuren heranzuwachsen.

Es stellt sich die Frage, ob Europa auf Verfassungsebene bereit ist für die Herausforderungen der Zukunft. Spricht Europa mit einer Stimme? Verfügt es über Entscheidungsmechanismen, die unterschiedliche nationale Interessen zusammenbringen können? Hat es eine Exekutive, die rasch auf unvorhergesehene Entwicklungen reagieren kann? Können Versuche ausländischer Mächte, Zwietracht zu säen, abgewehrt werden?

Seit siebzig Jahren versuchen die Europäer nun schon, aus ihren divergierenden Nationen eine echte politische Union zu schmieden. Europa war immer ein Versprechen – vielleicht auch deswegen, weil das Grundelement politischer Einheit fehlte: die Furcht vor einer äusseren Bedrohung, die die Menschen zusammenbringt.

Die Vereinigten Staaten haben eine entscheidende und oft übersehene Rolle gespielt. Indem sie ihren Verbündeten bedingungslose Sicherheitsgarantien boten, sorgten sie dafür, dass die Sowjetunion keine Existenzbedrohung für Europa wurde. Gleichzeitig waren die amerikanische Gesellschaft und Politik viel zu ähnlich, als dass die Europäer das Ausmass amerikanischer Stärke als bedrohlich empfunden hätten. Der geopolitische Status quo war bequem, weshalb die Europäer eine lange Auszeit von der Geschichte nahmen. Die politische Union wurde praktisch auf unbestimmte Zeit vertagt.

Das ist heute nicht mehr möglich. In einer Welt von Giganten muss die Europäische Union eine gemeinsame Aussenpolitik formulieren. Aus der Union muss ein Bundesstaat werden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Bruno Maçães war 2013–2015 Staatssekretär für europäische Angelegenheiten Portugals.



Inside Washington

Auf Abwegen

CIA-Agenten lassen nichts unversucht, um Donald Trump kaltzustellen.

Sie betrügen und sie überschreiten ihre Grenzen.» Michael Ledeen, amerikanischer Historiker und ehemaliger Berater des Nationalen Sicherheitsrats der USA, erinnert an den Auftrag der ebenso berühmten wie gefürchteten Central Intelligence Agency (CIA). Der Auslandsgeheimdienst sei geschaffen worden, um «Spionage zu untersuchen» – und nicht vermeintlichen Schmutz über den US-Präsidenten auszugraben, so Ledeen zur *Weltwoche*.

Die Agenten aus Langley stellen Donald Trump schon lange nach. 2016 liess der damalige CIA-Direktor John Brennan das «Steele-Dossier» anlegen, das Trump mit obszönen Vorwürfen eindeckte, er habe mit Prostituierten schmutzige Spiele getrieben und mit den Russen kooperiert. Das «Dossier» erwies sich als Ansammlung von Falschinformationen und Unsinn.

Der «Whistleblower», der die Prüfung eines Amtsenthebungsverfahrens gegen den Präsidenten ins Rollen gebracht hat, ist ein CIA-Agent. Der namenlose Spion insistiert, gestützt auf Informationen aus zweiter und dritter Hand, Trump habe in einem Telefonat mit dem ukrainischen Präsidenten gegen grundlegende Ethik und möglicherweise gar gegen Gesetze verstossen. Wir erfahren zudem, dass die oberste Anwältin der CIA die Amtsenthebungs-Mission vollumfänglich unterstützt. NBC News berichtet, Courtney Simmons Elwood habe eine strafrechtliche Untersuchung empfohlen, da «Präsident Trump sein Amt missbraucht» habe.

Das wirft die Frage auf: Warum ist eine Institution, die dafür bestimmt ist, ausländische Individuen auszuspionieren, derart obsessiv damit beschäftigt, dem Individuum an der 1600 Pennsylvania Avenue nachzustellen? «Der Staat im Staat ist eine Realität», resümiert Ledeen. In Kooperation mit Bürokraten haben Geheimagenten «die ganze Zeit versucht, Trump kaltzustellen». *Amy Holmes*

Die Clinton-Konspiration

Ein Telefonat mit dem ukrainischen Präsidenten könnte Donald Trump die Präsidentschaft kosten. Nun sind Dokumente aufgetaucht, die belegen, dass Demokraten um Hillary Clinton bereits vor Jahren intensiv mit der Ukraine kooperierten – um Erzfeind Trump zu schlagen. *Von Amy Holmes*

Das von den Demokraten angestrebte Amtsenthebungsverfahren gegen Donald Trump fokussiert bislang auf ein Telefonat zwischen den Präsidenten der USA und der Ukraine. Doch dieses Gespräch vom 25. Juli 2019 ist bloss ein Puzzelstück zahlreicher Operationen in und mit der Ukraine, bei denen es um Wahlbeeinflussung und politische Einmischung geht.

Joe Bidens Präsidentschaftskandidatur 2020 hat wegen dubioser Verstrickungen seines Sohnes mit der grössten ukrainischen Ölfirma bereits einen Rückschlag erlitten. («Lange Strasse ins Nichts», *Weltwoche* Nr. 40/19). Nun kommen neue delikate Fakten auf den Tisch. Von den Korridoren in Kiew bis zum Democratic National Committee (DNC) in Washington DC unterstützten fragwürdige politische Agenten Hillary Clintons Wahlkampf 2016 mit ausländischem Material.

Der konservative Radiomoderator Glenn Beck (und ehemalige Chef der Verfasserin dieser Zeilen) präsentiert belastendes Tonmaterial mit Aussagen von Artem Sytnik, dem ehemaligen Direktor der ukrainischen Antikorruptionsbehörde. Der Mann ist zu hören, wie er im privaten Kreis über sein Engagement für Clinton spricht. Ganz offen räumt er ein: «Ich habe ihr geholfen.»

Sytnik persönlich leitete die Ermittlungen zum zwielichtigen Treiben von Paul Manafort in der ehemaligen Sowjetrepublik. «Wir haben Manaforts Daten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.» Das führte dazu, dass der aalglatte Republikaner von Trump als Wahlkampfchef nach wenigen Monaten gefeuert wurde und letztlich im Gefängnis landete.

Trotz Sytniks schockierendem Geständnis über seine Wahlkampfhilfe für Hillary Clinton weigern sich die amerikanischen Mainstream-Medien, diese Story publik zu machen. Beck, der 2016 gegen Trump war, findet diese faktische Nachrichtensperre frustrierend, aber nicht überraschend. Er kritisiert die durchgängige, chronische und unerbittliche Voreingenommenheit der Medien. Im Gespräch mit der *Weltwoche* sagte er: «Die [amerikanische] Presse ist der grösste Schurke in dieser Story. So schlimm die Korruption in der Ukraine auch ist, sie verblasst neben der Korruption der Presse. Der Hass der Medien auf Trump ist grösser als ihre Wahrheitsliebe.»

In der Vergangenheit hatten einzelne Leitmedien allerdings über ukrainische Einmischung und die dubiose Kooperation von Demokraten und ukrainischen Eliten berichtet. Die *New York Times* bestätigte: «Zwischen Vertretern des DNC und Vertretern der ukrainischen Regierung fand eine Kooperation statt.» Und in einer ausführlichen Untersuchung, die zwei Monate vor den Wahlen

Allerdings begann sie damit bereits im Januar 2016, zwei Monate bevor Manafort überhaupt das Amt als Wahlkampfchef übernommen hatte. «Ich fühlte, da gab es eine Russland-Connection», sagte sie damals gegenüber dem DNC. (Vor Gericht konnte der Vorwurf einer Wahlkampfkooperation Manaforts mit Russland nicht erhärtet werden. Er wurde wegen Vermögensdelikten und Falschaussagen verurteilt.)

Das Clinton-Lager operierte mit Leuten wie Chalupa, damit das DNC nicht in direkte Verbindung mit hilfreichen ukrainischen Stellen treten musste, die schädliche Informationen über das Trump-Team zusammentragen sollten. Jonathan Turley, Juraprofessor an der George Washington University, erklärte 2017 der *New York Times*: «Die Clintons haben die Kandidatin durch Mittelspersonen sehr geschickt geschützt.»

Gratulation per Telefon

Wie aus der Recherche von Glenn Beck hervorgeht, hat das ukrainische politische Establishment, an der Spitze der damalige Präsident Petro Poroschenko, die Clinton-Maschinerie während des

Wahlkampfs 2016 aggressiv unterstützt. Nach Jahrzehnten im Zentrum amerikanischer Politik sah die ehemalige First Lady und Aussenministerin auf der anderen Seite des Atlantiks wie die sichere Wahlsiegerin aus. Sytnik sagt: «Hillary, sie ist... wie soll ich sagen? Sie gehört zu den Politikern, die die Hegemonie in den USA tragen. In den USA und auf der ganzen Welt. Für uns ist das eigentlich gut.» Räsonierend fügt er allerdings an: «Für die Amerikaner ist Trump besser.»

Nach Hillarys krachender Niederlage musste das ukrainische Establishment seine Beziehung zum Rivalen und nunmehr gewählten Präsidenten eiligst wiederherstellen. Poroschenko gratulierte Trump nach seinem Wahlsieg sogleich telefonisch und hoffte wohl auch, ihn versöhnlich zu stimmen.

Trump soll sich in den ersten Tagen gegenüber der ukrainischen Regierung kühl verhalten haben – und aus Sicht seiner Verbündeten hätte er diese Distanziertheit ruhig beibehalten können, zumindest am Telefon.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Link zu Glenn Becks Recherche: www.glennbeck.com



«Hegemonie in den USA»: Politikerin Clinton.

2016 veröffentlicht wurde, deckte das Magazin *Politico* auf, ukrainische Eliten hätten «versucht, Hillary Clinton zu helfen und Trump zu schwächen, indem sie seine Eignung für das Amt öffentlich in Frage stellten». Ukrainische höhere Beamte hätten ausserdem ihre Recherchetalente «für sie» eingesetzt.

Eine Schlüsselfigur in Bezug auf die Ukraine und Hillary Clintons Kampagne, die ausländischen Schmutz über das Trump-Team zu-

Eine Schlüsselfigur war die ukrainisch-amerikanische Demokratin Alexandra Chalupa.

sammenbrag, war die ukrainisch-amerikanische Demokratin Alexandra Chalupa. Die ehemalige Mitarbeiterin im Weissen Haus unter Bill Clinton erklärte gegenüber *Politico*, sie habe in Kiew und Washington ein Netzwerk von Informanten unterhalten, einschliesslich Investigativjournalisten, Regierungsmitarbeitern und Privatdetektiven. Mit Hilfe der ukrainischen Botschaft nahm die demokratische Anwältin Manafort ins Visier.

Terror der dritten Generation

Der taubstumme Polizei-Informatiker Mickaël Harpon ermordet vier Kollegen – mitten in der Pariser Präfektur. Der neue Terrorismus kommt aus dem Innern des Staates.

Von Jürg Altwegg

Unsere Toten verdienen Respekt, man kann keine einzige Spur von vornherein ausschliessen», empört sich Jean-Paul Mégret, Sprecher einer Polizeigewerkschaft: «Während 24 Stunden hat man uns für Idioten gehalten.»

Mit der «Spur» meinte Kommissar Mégret den systematisch verwischten Terrorismusverdacht. Mit «man» meinte er seinen Chef, Innenminister Christophe Castaner. Ein «Verrückter», hatte Castaner apodiktisch behauptet, habe in der Pariser Polizeipräfektur in der Mittagspause vier Kollegen mit einem Messer gemeuchelt und sei dann erschossen worden. Beim Täter handelt es sich um den mit einer Marokkanerin verheirateten Taubstummen Mickaël Harpon, 45, der sich – so Castaner – vor achtzehn Monaten zum Islam bekehrt habe: «Nicht jeder Muslim ist ein Terrorist.» Harpon arbeitete seit 2003 als Informatiker im Herzen der Terrorabwehr, er hatte Zugang zu Daten der höchsten Geheimhaltungsstufe.

«Diese Tragödie hätte verhindert werden können», sagt der Abgeordnete Eric Diard. Er hat dem Parlament im Juni einen Bericht über die «Radikalisierung im öffentlichen Dienst» vorgelegt. Es geht um Hunderte von Fällen und dreissig Polizisten. Von Harpon hatte Diard nie etwas gehört. Im Nachhinein hält er fest: «Alle Warnsignale standen auf Rot.»

Die Bekehrung des Terroristen fand nicht vor eineinhalb, sondern vor zehn Jahren statt. Vor Kollegen hatte Harpon das Attentat auf *Charlie Hebdo* begrüsst. In traditioneller Bekleidung besuchte er an seinem Wohnort eine salafistische Moschee – regelmässig sei er beim Morgenbeten gesehen worden. An seinem Arbeitsplatz weigerte er sich, Frauen die Hand zu geben – das alles war seinen Vorgesetzten bekannt.

«Seit *Charlie Hebdo* zeigen wir den Polizisten, wie man eine Radikalisierung erkennen kann. Es gibt starke und schwache Signale. Bei Harpon waren beide Kategorien zu beobachten», so Diard: «Er hätte wegen «Apologie des Terrorismus» vor ein Gericht gehört.» Zwei Kollegen, die seine Reaktion auf das Attentat gemeldet hatten, wollten keine schriftliche Erklärung abgeben. Deshalb habe sich der Vorgesetzte Harpon auch nicht vorgeknöpft – man reibt sich die Augen. Der Polizei war Mickaël Harpon nur wegen eines Vorfalls von ehelicher Gewalt vor ein paar Jahren bekannt.

Laut einem Polizisten, der in der gleichen Siedlung wohnt, soll er am Tag des Attentats um drei Uhr morgens mehrfach «Allahu ak-

bar» geschrien haben: «Ich hatte ein bisschen Angst, aber ich schlief wieder ein.» Um neun Uhr kam Harpon zur Arbeit. Den ganzen Vormittag über tauschte er mit seiner Frau Textnachrichten religiösen Inhalts aus. Er verliess sein Büro, um zwei Messer zu kaufen, die er unbehelligt in die «Festung» der französischen Terrorabwehr schmuggeln konnte.

In fünfzig Meter Entfernung verfolgte Gilles Kepel, Frankreichs führender Islam-Experte, den Prozess gegen junge Frauen, die ein Attentat auf die Kathedrale Notre-Dame geplant hatten. Eine der Terroristinnen verletzte einen Polizisten mit dem Messer. Kepel spricht von einem neuen «Terrorismus der dritten Generation»: »Er kommt aus den islamischen Enklaven der Republik. Die radikalen Imame mit ihren Freitagspredigten und die sozialen Netzwerke sind seine Anstifter.« Kepel plädiert für eine engere Überwachung: «Die früheren Regierungen waren nicht in der Lage, die Herausforderungen in den Griff zu bekommen. Zwischen 2015 und 2017 führte ihre Unfähigkeit zu einer Proliferation des Dschihadismus.»

«Es geht um das Vertrauen»

Unter Macron hatte sich Frankreich leichtfertig auf dessen trügerisches Ende eingestellt. Gilles Kepel erinnert daran, dass nach dem Attentat auf den Weihnachtsmarkt in Strassburg

im Dezember 2018 die Behörden bereits bestrebt waren, den flüchtigen Täter vor allem nicht als Terroristen erscheinen zu lassen. «Der gesamte Sicherheitsapparat muss durchleuchtet werden», fordert Kepel.

Von einem «veritablen Erdbeben» werde dieser erschüttert, befindet die linke Zeitung *Libération*. Noch weiss man nicht, wie die Radikalisierung des Täters erfolgte. Und über allem steht die Frage, ob Harpon während Jahren streng geheime Informationen aus der Terrorbekämpfung an die islamistischen Feinde Frankreichs verraten hat. «Für Frankreich wäre das ein nationales Sicherheitsrisiko von unabsehbarer politischer Tragweite.»

Innenminister Castaner lehnt den von der Opposition geforderten Rücktritt ab, hat aber inzwischen schwerwiegende Fehler eingeräumt: «Sie werden korrigiert.» Vor seinem fatalen ersten Medienauftritt, wo er von einem «Verrückten» als dem Urheber der Tat sprach, war «le premier flic de France» von den Verantwortlichen der Präfektur, die von ihrem Versagen ablenken wollten, falsch informiert worden. Ein «Verrückter» als Täter schliesst auch ihre Mitverantwortung aus. «Es ist wichtig, dass schnelle Entscheidungen gefällt werden», sagt Kepel: «Der Präsident und der Premierminister müssen sich äussern. Es geht um das Vertrauen der Bevölkerung in die Polizei.» ○



«Alle Warnsignale standen auf Rot»: Île de la Cité, Paris.

Wenn der Captain ruft

Das Baltikum gedenkt seiner Unabhängigkeit vom Sowjetimperium. Die Feiernden sind ein bunter Haufen, der aus allen Himmelsrichtungen über Riga hergefallen ist. Eines haben alle gemein: Sie sind stolz auf ihr Land. *Von Matthias Matussek*

Vor knapp dreissig Jahren fassten sich die Bewohner der baltischen Staaten an den Händen und bildeten eine Menschenkette von Riga über Vilnius nach Tallinn, um ihren Wunsch nach Unabhängigkeit vom damals bereits bröckelnden Sowjetimperium zu demonstrieren.

Der Chefredaktor der *Baltic Times*, Linas Jucevicius, erinnert sich in einer Kolumne an diesen legendären «Baltic way». Er hätte, so räumt er ein, in der litauischen Kommunistischen Partei sicher Karriere gemacht, er galt als zuverlässiger Kader, wenn er sich nicht – ermuntert durch Gorbatschows Perestroika und Glasnost – auf die Seite der spontan entstandenen Sajudis-Bewegung geschlagen hätte, die die nationale Unabhängigkeit anstrebte.

Sie wollten Freiheit

Auch der Pilot Vytautas Tamosiunas erinnert sich. An jenem Tag liess er auf das gewaltige Menschenband Blumen regnen aus seiner sowjetischen An-2-Propellermaschine, mit der er sonst seine sowjetischen Auftraggeber belieferte. Heute ist er Chef seiner eigenen Flugfirma.

Nationalismus kann, wie wir damals erlebten, subversiv sein. Den Aufstand der DDR-Bürger erfuhren wir Deutschen zu-

Die Liebe zur Nation kann übermenschliche Kräfte, ja Heldenmut wecken.

nächst unter der Losung «Wir sind das Volk» und dann unter «Wir sind ein Volk». Die Liebe zur Nation kann übermenschliche Kräfte, ja Heldenmut wecken. Nicht von ungefähr liess Stalin seine Soldaten gegen die Nazis nicht etwa für die kommunistische Internationale kämpfen, sondern er mobilisierte zum «Grossen Vaterländischen Krieg».

Nun hat der lettische Präsident tatsächlich einen Redewettbewerb unter Schülern ausschreiben lassen, der Gewinner darf seine Rede im Parlament halten. Thema: «Heldentum». Ist so was, fragte ich mich, möglich in westlichen Gesellschaften wie der unseren, die sich post-national definieren und von ihren Politikern auf eine pazifistische und ausgesprochen globalisierte *one world vision* getrimmt, ja geradezu umerzogen werden? Fragte ich mich besonders, als ich das Barrikaden-Museum am wunderschönen Domplatz in Rigas Altstadt besuchte und in die Gesichter jener Männer starrte, die in



«Du kannst doch nicht die eigenen Wurzeln kappen»: Gordon Sander in seinem Apartment in Riga.



Holahan(l), Autor Matussek.



Sander mit Assistentin Dace.



Fotomodell Morgan Wylder.

Kämpfen auf eben jenem Domplatz, auf dem ich zuvor einen Cappuccino in der Herbstsonne genossen hatte, gefallen waren, ein Student war darunter, gerade neunzehn Jahre alt.

Sie wollten Freiheit, die Gorbatschow, der bald darauf von Jelzin gestürzt worden war, ihnen nicht freiwillig zugestehen wollte. Sie wollten Freiheiten wie im Westen, natürlich auch die Möglichkeit, mal den Times Square in New York zu sehen oder die Beatles-Platte «Abbey Road» zu hören, die zu meinen Lieblings-LP der «Fab Four» gehört – beides war durch Schlüssellocher im Museum zu besichtigen.

Vor allem aber wollten sie als Letten ihre Heimat lieben, deren Tänze und Traditionen

unter dem roten Diktat – trotz einer unter grossen Anstrengungen erzwungenen russischen Besiedlungspolitik – weiterlebten und gepflegt wurden. Die rechten und national gesinnten Parteien im Baltikum, die euroskeptisch und migrationskritisch und kulturtrotzig sind, verzeichnen enorme Gewinne bei den Wahlen.

Ist das ein Wunder? Ist die Liebe zur Nation verwerflich? Womit wir bei der Ausstellung meines Freundes Gordon Sander wären, die er in Riga ausgerichtet hatte. Titel: «My America». Ein reichlich bunter Haufen aus allen Himmelsrichtungen war da über Riga hergefallen, einer Einladung ihres «Captains»

folgend – ich kenne ihn seit Jahrzehnten und nenne ihn nach Walt Whitmans romantischer Elegie «O Captain! My Captain!», wie die poetisch-revoltierenden Collegeschüler aus dem Film «Dead Poets Society» ihren Englischlehrer rufen.

Gordon, Journalist, Fotograf und Lebenskünstler, zieht einen romantischen Kometenschweif an Freunden aus aller Welt hinter sich her, alle einigermaßen neben der Spur wie er selber, er, der einst in Cornell, der verrücktesten Universität der USA, als *writer in residence* wirkte und auf dem Campus bald umgetauft wurde in «writer in orbit», denn seine Umlaufbahnen sind so abenteuerlich wie schwer zu berechnen, ein Universum für sich, was durchaus auch dem Konto seiner enormen und wachsenden Schwerhörigkeit zuzuschlagen ist. Wenn er ungestört sein will, stellt er sein Hörgerät ab.

Gordon Sander ist verdammt stolz auf sein Land, auch wenn er traditionell zu den *misfits* (Sonderlingen) gehört, bezeichnet er sich als «Mitte». Er ist Enkel der jüdischen Kunst-

«Die Zukunft gehört den Patrioten. Die Zukunft gehört souveränen Staaten.»

händler Flory und Myrtil Frank, die es tatsächlich schafften, während des Naziterrors mit seiner Mutter im Versteck in Den Haag zu überleben. Er schrieb das Buch «The Frank Family that survived», das der Direktor der Anne-Frank-Sammlung das «beste Buch» nannte, das er «über die holländisch-jüdische Erfahrung je gelesen» hatte.

Siegen ist einfach – Verlieren ist die Kunst
Bereits zuvor landete er einen Prestige-Erfolg mit einem Buch über den TV-Pionier Rod Serling, den Kopf der Kultserie «The Twilight Zone», das für den Pulitzer-Preis nominiert war – schräge Figuren interessieren ihn.

In einer Grauzone hat er die grössere Zeit seines Lebens verbracht. Er hat sich über Wasser gehalten mit schrägen Jobs, die sämtliche schiefgingen, etwa mit Kursen wie «Abhängen in New York», er ist ein sanfter, gewinnender und sehr hörgeschädigter *space*-Cowboy zwischen Schriftstellerei, Hippietum und Journalismus, der seinen strikten Interessen folgt: Militärgeschichte (sein Vater war ein US-Oberst, der Nürnberg erlebte) und leichtem Leben. Für die *New York Times* berichtete er über die besten Nachtclubs der Stadt.

Ich lernte Gordon Anfang der neunziger Jahre kennen und machte ihn zum Helden eines New-York-Romans: «Rupert oder Die Kunst des Verlierens». Siegen ist einfach – Verlieren ist die Kunst. Ende der neunziger Jahre zog er, befreundet mit der Tochter des Militärhistorikers Sir John Keegan, nach London und

später weiter nach Finnland, wo er einen Bestseller über den finnischen «Winterkrieg» schrieb und zwei weitere Bücher und den finnischen Verdienstorden erhielt.

Mittlerweile wohnt er in Riga, ein Expat wie einst Hemingway in Paris, umlagert von weiteren Expats und Freunden, einer finnischen «Mafia», seinen «Latvian Babes» wie Dace und Linda, die ihm für die Ausstellung zur Hand gingen, wie der Regisseur Ari Gold Regisseur nicht nur abendfüllender Spielfilme, sondern auch äusserst gelungener Vier-Sekunden-Filme über Nietzsche, Sartre oder Fassbinder, die jeweils mit einem Atompilz enden.

Natürlich war auch ein knappes Dutzend von Ehemaligen aus dem Riskey-Turm von Cornell, wo die Campus-Bohème hauste, zur Eröffnungsparty der Ausstellung zugegen. In der Küche stand Regisseur Michael Franck, der einen Film über Gordon und seine Eltern gedreht hat und von den Gästen seines



Diplomatenvaters erzählte, dem Shah oder Gaddafi, neben ihm ein Oberstleutnant der US-Marine, der unter General James Mattis – bis vor kurzem noch Pentagon-Chef unter Trump – diente und heute Unternehmer coacht mit seinen Erfahrungen aus dem Krieg. Punkt sieben seines Kurses: «Hit as hard as you can.»

Gordon hat ein Faible für Militärs. Sein Vater kam einst mit den US-Truppen nach Deutschland. «My America» also. Ja, Gordon ist Patriot.

Selbstverständlich kam an diesem Abend das Gespräch auch auf die Deutschen und ihre weltferne Politik der offenen Grenzen und ihr Bedürfnis, wiedergutzumachen, und ihre ausgesprochenen Hemmungen, so etwas wie Stolz auf ihre Nation zu zeigen.

«Ihr scheint vergessen zu wollen, dass ihr Deutsche seid», meinte der junge finnische Journalist Mika kopfschüttelnd. «Das ist doch,

entschuldige bitte, neurotisch.» Natürlich ist Mika stolz auf seine Heimat (und ihre Heldenfolklore in den Winterkriegen gegen die Nazis), und das Erstarken der Wahren Finnen, einer populistischen Partei nach dem Muster der AfD, sieht er gelassen. Sie übrigens weisen erstaunlich viele Schnittmengen mit den Sozialdemokraten des Landes auf und wurden gegründet von Timo Soini, der seine Master-Arbeit zum Thema Populismus schrieb.

Für Linda, die lettische Kuratorin der Ausstellung, schien es ein Ding der Unmöglichkeit, die Rückbesinnung auf die eigene Kultur einer ominösen Weltkultur zu opfern. Lettische Sprache wird gefördert, denn es sprechen sie nur noch wenige. Sie steht sozusagen mit dem Rücken an der Wand. «Du kannst doch nicht die eigenen Wurzeln kappen – im Übrigen tun es doch auch diejenigen nicht, die ihr ins Land lasst.»

«Bewahre deine Souveränität»

Gordons Ausstellung im säulengeschmückten Kulturpalast VEF war ein grosser Erfolg. Der amerikanische Botschafter sprach, und Gordon richtete einige Worte an Freunde und ans Publikum, er trug seinen finnischen Orden des Löwen und sah damit ein wenig aus wie ein pensionierter russischer Marschall, der seine Truppen wohlgefällig mustert, und sein «Latvian Babe» Dace übersetzte, und ich fotografierte Morgan Wylder aus Cornell vor ihrem Porträt, das Gordon vor zehn Jahren von ihr geschossen hatte.

Anschliessend ging es in einen abgeranzten Schuppen in einem Aussenbezirk, eine sehr berlinhafte Kneipenruine, und Gordon thronete am Kopfende des langen Tisches und liess sich feiern, und alle dort, woher sie auch kamen, feierten auch sich selber und das Land, aus dem sie eingeflogen waren, mit der allergrössten Selbstverständlichkeit.

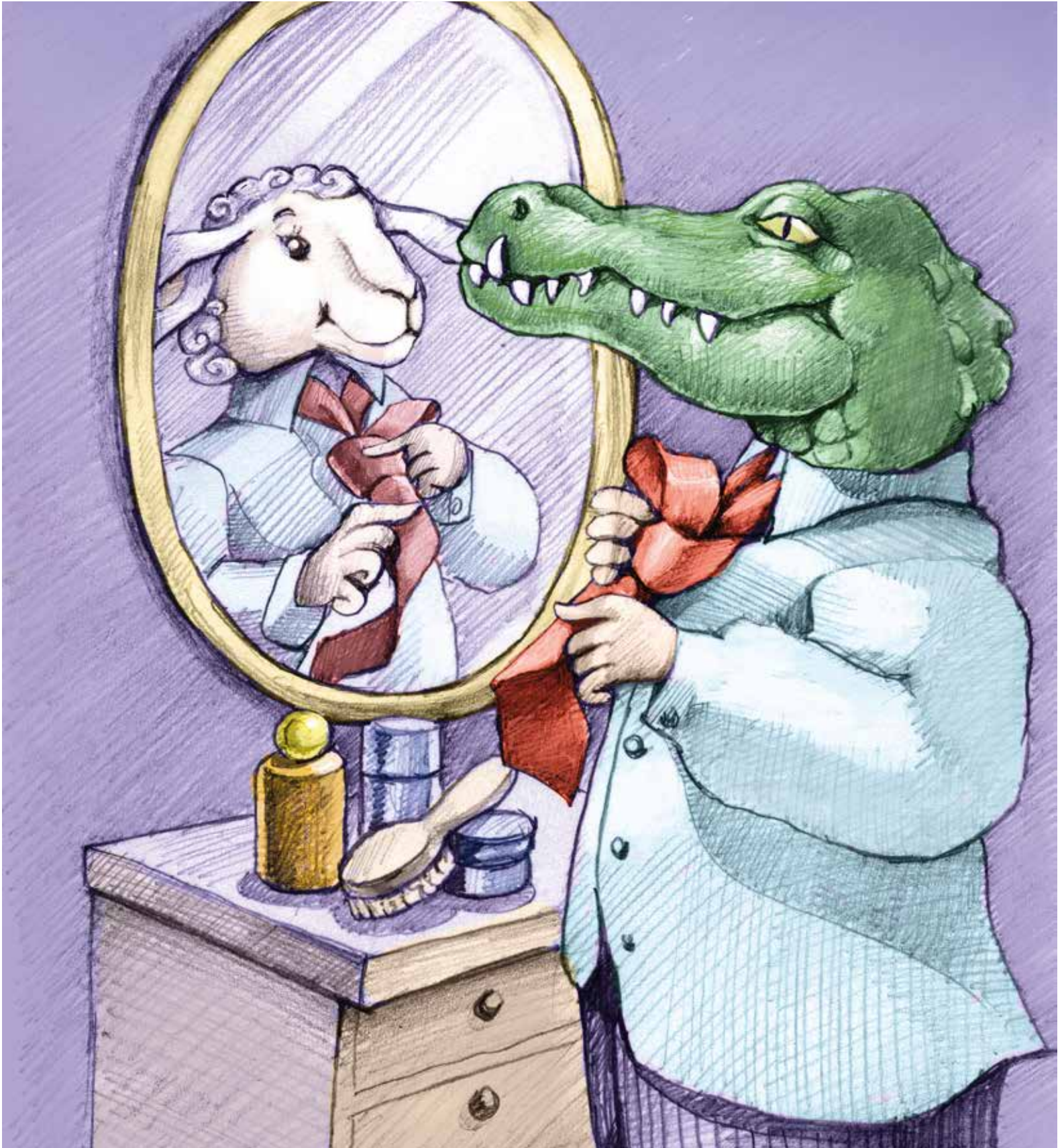
Es war, als würden ausgerechnet sie, die linken Globetrotter und urbanen Trump-Gegner, die Worte eben jenes Donald Trump mit Leben erfüllen, der gerade vor der Uno sprach: «Wenn du Demokratie möchtest, bewahre deine Souveränität. Und wenn du Frieden willst, liebe deine Nation. Die Zukunft gehört den Patrioten. Die Zukunft gehört souveränen und unabhängigen Nationen, die ihre Bewohner schützen, ihre Nachbarn respektieren und die Unterschiede wertschätzen, die jedes Land speziell und einzigartig machen.»

Und als ich im lettischen Kulturpalast das Sternenbanner gemeinsam mit der Fahne der Letten neben den Rednern sah, fiel mir wieder die Szene ein, in der die deutsche Kanzlerin, die sich selbst verbietet, von den «Deutschen» zu reden, kopfschüttelnd das schwarzrotgoldene Fähnchen aus den Händen ihres Generalsekretärs riss, mit dem er den gerade erungenen Wahlsieg der CDU feiern wollte.

Was ist nur kaputt bei uns? ○

Der Fluch des Guten

Der Menschheit geht es besser denn je. Doch der Wohlstand hat uns trüg gemacht. Statt echte Probleme zu lösen, verschwenden wir unsere Energie mit Wohlfühl-Aktivismus. Die grössten Dummheiten werden heute im Namen der guten Sache begangen. *Von Alex Baur*



Was ist und was sein sollte.

Sophie Büsser ist der Prototyp der modernen Frau. Sie verfügt über eine höhere Bildung, sieht sich als Weltbürgerin und arbeitet Teilzeit. Büsser achtet beim Einkauf auf Labels wie «Bio», «Fairtrade» oder «Gentechnfrei»; für atomfreien «Ökostrom» zahlt sie gerne einen Aufpreis, den Fleischkonsum hat sie auf ein Minimum reduziert (auch gut für die Linie). Parteipolitisch legt sie sich nicht fest, sie wählt aber tendenziell grün und unterschreibt auch mal eine Petition gegen Mobilfunk-Antennen oder gegen die Massentierhaltung. Am Frauenstreiktag fuhr sie zwar zur Arbeit, doch sie sass nicht vor ihrem Laptop, sondern nahm an einem Workshop zur Gleichstellung teil.

Eichmass für das Moderne, das Richtige

Nicht alles ist öko-grün in Büssers Leben. Auf ihren durstigen Offroader zum Beispiel mag sie nicht verzichten, eine Sünde, wie sie offen eingesteht, zumal es auch ein kleineres Auto tun würde. Aber bei Schneefall oder beim Einkauf ist sie halt doch froh um das geräumige SUV. Dafür hat man nach dem Diesel-Skandal einen Benziner angeschafft und als Zweitwagen einen Tesla, mit dem ihr Mann nun nach Möglichkeit zur Arbeit fährt. Auch auf den Winterurlaub am Meer – heuer auf den Malediven; ja, sie weiss: schlecht fürs Klima – wollte man nicht verzichten. Doch die Meilen sind kompensiert, via Myclimate. Sophie Büsser tut ja sonst schon so vieles für eine bessere Welt, sie wäre auch bereit, mehr zu zahlen. Aber dann sollen bitte alle zahlen.

Und wenn wir schon Tacheles reden: Sophie Büsser sieht sich zwar als emanzipierte Frau, doch für das Familieneinkommen kommt primär ihr Mann auf. Nichtsdestotrotz fällt sie 80 Prozent der Kaufentscheide, womit die Familie Büsser im statistischen Schnitt liegt. Ihren Nachwuchs schickt sie auf eine Privatschule, und ja, sie will es nicht leugnen, der Grund sind die vielen fremdsprachigen Kinder an den Volksschulen. Sophie Büsser hat nichts gegen Ausländer, im Gegenteil. Als sie die Bilder von den fürchterlichen Tragödien auf dem Mittelmeer sah, spendete sie für die Seenotretter von Sea-Watch. Trump, Orbán, Salvini und Konsorten findet sie widerlich. Aber das ändert nichts daran, dass das Niveau an den öffentlichen Schulen mit den schlechtintegrierten Migranten gesunken ist. Damit, findet sie, soll aber gefälligst der Staat zu Rande kommen, schliesslich zahlt sie Steuern. Sie fände es verantwortungslos gegenüber ihren eigenen Kindern, wenn sie diesen nicht die beste Bildung angedeihen lassen würde, wo sie es sich doch leisten kann.

Objektiv betrachtet lebt die Kunstfigur Sophie Büsser über dem statistischen Schnitt. Nicht alle können sich ihr Luxusleben leisten. Doch für jene, die das Sagen haben im Land und die Trends setzen – in der Verwaltung, in den Medien, in der Politik, in Kunst und

Unterhaltung, in den Wissenschaften und, nicht zu vergessen, in der Werbung –, ist sie die gefühlte Musterfrau. Die imaginäre Sophie Büsser steht für den herrschenden Zeitgeist wie Helvetia für die Gründerzeit oder die Hausfrauen-Ikone Betty Bossi für den Groove der Nachkriegsjahre. Sophie Büsser ist der soziale Benchmark, das Eichmass für das Moderne, das Gute und das Richtige.

Doch ist Sophie Büsser tatsächlich ein Vorbild? Schauen wir ihren Lebenswandel etwas genauer an, tun sich Abgründe auf: viele nette Vorsätze, keine greifbaren Resultate. Ihr Verhalten steckt voller Widersprüche. Alles, was sie für gut hält, hat Schattenseiten. Sie leugnet diese nicht einmal, aber es spielt für sie keine Rolle. Das Ergebnis kümmert sie nicht wirklich. Es reicht ihr vollauf, wenn es sich gut anfühlt. Ich nenne es den «Fluch des Guten».

Jede Epoche hat ihren Fluch. Es gab Zeiten, in denen fürchterliche Kriege, Plagen und Tyrannen ganze Völker ins Elend trieben. Das alles gibt es heute noch, doch in viel geringerem Mass. Der Menschheit geht es so gut wie nie zuvor, auch in vielen der sogenannten Entwicklungsländer. Noch nie hatten so viele Menschen Zugang zu Bildung und Wissen, dem kostbarsten Gut überhaupt. Doch statt

Gibt es eine «natürliche Gutheit» (*bonté naturelle*), wie sie Rousseau postulierte?

die Chance zu nutzen, um die letzten Geisseln zu überwinden, stehen wir uns selber im Weg.

Vielen ist der Wohlstand längst zur Last geworden. Wir wissen gar nicht mehr, was wir mit all dem Tand anfangen sollen, beginnen seltsame Dinge zu tun. Es gibt Desperados, die sich mit Wingsuits, Surfbrettern oder Zweirädern aller Art ohne Not in die Todeszone stürzen, um etwas Adrenalin zu tanken. Weniger Wagemutige suchen den ultimativen Kick mit Drogen, andere fasten sich krank oder suhlen sich in ihren Phobien und Depressionen.

All diese individuellen Abenteuer und Spinnerereien muten allerdings geradezu harmlos an, wenn man sie an den sozialen und politischen Experimenten misst, in die sich der industrialisierte Westen in den letzten Jahren gestürzt hat. Bei der Energieversorgung, in der Wirtschaft, aber auch etwa im Justizwesen sind tektonische Verschiebungen im Gange, deren Auswirkungen wir kaum erahnen können. Alles, was den Menschen über Jahrhunderte Sicherheit gewährte, steht zur Disposition: die Familie, die Nation, die Grenzen, die Armee, der Schutz des Eigentums, die Tradition, der Respekt gegenüber den Altvordern. Viele nehmen diese einst ehernen Werte nur noch als Altlast wahr. Weniger klar ist, woran wir uns stattdessen orientieren sollen. Hauptsache, es fühlt sich gut an.

Im Prinzip sind wir uns alle einig: Kriege sind schlecht, Umweltschutz ist gut; Armut, Gewalt, Rassismus und Diskriminierung sind inakzeptabel; die Menschenrechte sind nicht verhandelbar. Doch das alles ist banal. Die Frage lautet nicht, ob wir diese Herausforderungen meistern wollen, sondern wie wir das bewerkstelligen. Denn was in der Theorie gutgemeint sein mag, in der Praxis jedoch nicht umgesetzt werden kann, wird schnell zum Teil des Problems und erschwert die Lösung.

Man könnte es auch Dekadenz nennen: Im Überfluss ist uns der Instinkt für das Wünschenswerte und das Lebensnotwendige abhandengekommen. Würde man etwa, so wie es Sophie Büsser vorschwebt, weltweit alle Pestizide verbieten und «Bio» zur Norm erklären, könnte nur noch ein Bruchteil der Nahrungsmittel produziert werden. Seuchen und Hungersnöte wären die absehbare Folge. Zwar liesse sich dank der Gentechnologie resistentes und ergiebigeres Saatgut herstellen, doch das lehnt Sophie Büsser ab. Es kümmert sie auch nicht, dass ihr teurer Alternativstrom nur fliesst, wenn gerade die Sonne scheint oder der Wind bläst, was selten der Fall ist. Da sie gegen die Atomenergie ist, die eine fast unschlagbare CO₂-Bilanz aufweist, wird aus ihrer Steckdose künftig noch mehr fossiler Strom fließen. Dabei hat sie ihr Kohlenstoffdioxid-Budget bereits mit dem Umstieg von Diesel auf Benzin erhöht, und mit ihrem Tesla müsste sie sehr weit fahren, bis dieser eine positive Ökobilanz ausweist.

Ist das Gute universal?

Doch darüber zerbricht sich Sophie Büsser nicht den Kopf. Wozu auch. Sie lebt in einer Welt, in der alles verfügbar und machbar ist. Der Strom kommt aus der Steckdose, das Geld aus dem Bancomaten, die Milch aus der Migros, im Notfall ist die Rega zur Stelle. Etwas anderes kann und will sie sich gar nicht vorstellen. Und wenn es mal irgendwo knapp werden sollte, dass weiss sie tief in ihrem Innern genau, werden andere darben. Sie selber wird es zuletzt treffen. Das Gefühl, etwas Gutes zu tun, ist für sie nicht mehr als das humanistische Mäntelchen, hinter dem sich grenzenloser Egoismus versteckt. Es verschafft ihr eine Aura der moralischen Überlegenheit, an der jeder Zweifel zerschellt.

Seit Urzeiten ringen die Philosophen – von Konfuzius und Sokrates über Kant bis Nietzsche – um eine Definition des Guten. Die Auslegungen könnten widersprüchlicher kaum sein. Ist das Gute universal und von Gott bestimmt – oder handelt es sich vielmehr um eine kollektiv gefühlte, einem ständigen Wandel unterworfenen Norm? Streben wir danach, weil wir es für gut halten – oder halten wir es für gut, weil wir danach streben? Gibt es eine «natürliche Gutheit» (*bonté naturelle*), wie sie Rousseau postulierte, die durch Erziehung

verdorben wird? In den Augen des chinesischen Denkers Xunzi (3. Jh. v. Chr.) ist es genau umgekehrt: Die angeborene, von Gier und Neid geprägte Natur des Menschen ist schlecht und muss zivilisatorisch überwunden werden.

Die «Flüchtlingsfrage» ist eine Art Lackmusktest für Gut und Böse. US-Präsident Donald Trump ist die Ikone der Hardliner, Bundeskanzlerin Angela Merkel die der Softies. Die Bösen sind immer die andern. Die Moral ist gleichsam die Giftwaffe in diesem Glaubenskrieg. Die Hardliner machen die Softies für jedes Delikt verantwortlich – für jede Vergewaltigung und jeden Mord –, das einem Zuwanderer zugeschrieben wird. Das Moralin-Gas der Softies sind die Menschenrechte. Wer vor Überfremdung, Unvereinbarkeit islamischer und westlicher Grundwerte und explodierenden Sozialausgaben warnt, wird als Rechtspopulist oder, immer beliebt, als Nazi disqualifiziert.

Alternativlose Forderungen

Beides ist natürlich Unsinn. Zuwanderung ist grundsätzlich weder gut noch schlecht. Sie kann Menschen verschiedener Herkunft zusammenbringen, längerfristig aber zu Segregation, Hass und Terror führen, wie uns die Geschichte lehrt. Es ist eine Frage des Masses. Nationalismus ist schlecht, wenn er zur Rechtfertigung von Aggression und Unterdrückung dient; Nationalismus ist gut, wenn er den Menschen eine Heimat, Geborgenheit und Sicherheit gewährt. Das Asylrecht schützt Opfer poli-

Die gutgemeinte Handlung wird damit zum Selbstzweck, deren Folgen rücken in den Hintergrund.

tischer Willkür, aber ebenso Betrüger und Kriminelle. Wer Flüchtlinge aufnimmt, unterstützt Menschen in Not, vielleicht aber auch einen skrupellosen Tyrannen, der die Vertreibung seiner Untertanen gezielt als Waffe einsetzt. Seenotrettung ist eine humanitäre Pflicht, kann aber unter Umständen noch mehr Menschen in die Todesfalle locken. Die Sozialhilfe ist ein Segen in der Not, sie wird zum Laster, wenn sie Abhängigkeiten schafft. Steuern sind sinnvoll, soweit sie dem Gemeinwohl dienen; sie können aber auch schädlich sein, wenn sie die Fleissigen bestrafen und asoziales Verhalten belohnen. Die Liste liesse sich fortführen.

Solche Widersprüche lassen sich nie in einem endgültigen Ideal auflösen. Es ist ein immerwährendes Ringen um das geringere Übel. In einer aufgeklärten Gesellschaft wird in einer offenen Debatte um einen einstweiligen Kompromiss gefeilscht, der so lange gültig ist, bis sich ein besserer aufdrängt. Doch diese Dialektik, die wohl grösste Errungenschaft der Aufklärung, ist schon lange nicht mehr selbstverständlich. Die angesagten Opinionleader unterbreiten keine Vorschläge, sie stellen alter-

nativlose Forderungen; sie setzen nicht auf das bessere Argument, sondern beanspruchen die absolute Moral; wer ihnen widerspricht, wird zum Agenten des Bösen gestempelt.

Es gibt heute kaum noch eine Oscar-Zeremonie ohne politische Manifeste. Wenn Popsänger gegen das Elend in Afrika anschreien, Tennis-Cracks für den Regenwald schwitzen, böse Buben fürs Klima und gegen den Rassismus rappen, ausgehungerte Models gegen Sexismus über den Laufsteg trippeln, Millionäre an Charity-Dinners Schecks für die Orang-Utans zeichnen, dann ist jeder Widerspruch zwecklos. Doch je lauter die Predigt, je einfältiger der Jubel, desto mehr Skepsis ist angezeigt.

In aller Regel sind die von PR-Beratern geplanten Aktionen alles andere als selbstlos. Sie sind vorweg ein billiges Mittel der Imagepflege, ein moralischer Zuckerguss, der dem Vergnügen eine höhere Weihe verschaffen soll. Nur verbietet der gute Zweck jede Kritik. Wer nicht im Chor mitsingt, setzt sich automatisch dem Vorwurf aus, das Böse zu rechtfertigen. Wer billigt es schon, wenn Menschen ausgebeutet, Naturreservate verschandelt oder Tierarten ausgerottet werden. Doch die Immunität des Guten ist eine Falle. In der kollektiven Beschwörung werden in aller Regel Vorurteile bewirtschaftet und zementiert. Eine Packungsbeilage über Gefahren und Nebenwirkungen fehlt.

Ist es wirklich klug, wenn die Friedfertigen abrüsten – oder provozieren sie nicht gerade damit den nächsten Krieg? Werden die Despoten wirklich besser, wenn die Demokraten mit dem guten Beispiel vorangehen? Nützt es der Umwelt, wenn wir auf Nuklear-, Nano- oder Gentechnologie verzichten? Geht es den Armen wirklich besser, wenn wir die Reichen mit Ver-

achtung strafen und ihnen möglichst viel wegnehmen? Sind die Industrieländer wirklich schuld am Elend in den Entwicklungsländern, weil in grauer Vorzeit die Urahnen der einen die Urahnen der andern ausgebeutet haben? Gibt es so etwas wie eine kollektive Erbschuld? Kann es sein, dass die Entwicklungshilfe so selten konkrete Erfolge vorweisen kann, weil es diese Erfolge nicht gibt?

Uns steht heute mehr Wissen zur Verfügung als je zuvor. Es gibt, zumindest im Abendland, keine Gottkönige oder Zentralkomitees mehr, welche die allein seligmachende Wahrheit verkünden. Doch was nach grosser Freiheit und Vielfalt klingt, ist vielen zur Last geworden. Es ist mühsam, in der Informationsflut die Übersicht zu bewahren. In diesem Chaos sind neue Heilslehren mit impliziten Denkverböten und Tabus entstanden, die den Menschen Orientierung versprechen. Wer sich nicht an die angesagten Dogmen hält, muss sich warm anziehen.

Wer es etwa wagt, die Prophezeiungen des Weltklimarates in Frage zu stellen, macht nicht von seinem Recht auf Rede- und Forschungsfreiheit Gebrauch, nein, er ist ein niederträchtiger Leugner. Wer vor #MeToo warnt und auf den Prinzipien des fairen Strafprozesses beharrt, wird als Komplize von Kinderschändern und Vergewaltigern bespuckt. Wer den Segen von Multikulti bezweifelt, gehört an den Rassistenpranger gestellt. Wer Geschlechter-, Rassen- oder Altersquoten ablehnt, wird als ewiggestriger Chauvinist beschimpft. Wer die Abtreibung als Tötung menschlichen Lebens ablehnt, wird als religiöser Fanatiker ausgesondert. Wer den freien Waffenbesitz verteidigt, gehört in die Terroristenecke. Wer die Erziehung der Kinder primär als Sache der Eltern betrachtet und sich gegen die staatliche Bevormundung ausspricht, dem fehlt das soziale Gewissen. Und wehe, einer meldet Bedenken gegen die Schwulen-Adoption an – er muss ein homophober Misanthrop sein.

Gerade bei den drängendsten Fragen unserer Zeit – das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, Migration, Umweltschutz, soziales Gefälle, Bildung, Arbeitsfrieden – geben Moralwächter mit erhobenem Zeigefinger den Ton an. Die modernen Inquisitoren brauchen keine Daumenschrauben und Scheiterhaufen mehr. Ihre Methoden sind sanfter, aber nicht minder effizient. Wer den angesagten Meinungen widerspricht, wird niedergeschrien, mit Hohn und Verunglimpfungen zum Schweigen gebracht. Letztlich sind es die altbekannten Mittel des Mobs: Ein schwer fassbares Kollektiv, angeführt von ein paar Leithammeln – Influencer, wie man sie miteinander nennt –, gibt den Ton an. Wer nicht mit der Meute heult, landet in der sozialen Quarantäne.

Schwer fassbar sind auch die geistigen Grundlagen dieses Kollektivs. Die heiligen Schriften, einst das Mass aller Dinge, wurden durch einen postmodernen Mix aus Versatzstücken aller möglichen Lehren ersetzt. Etwas Buddhismus



Widerspruch zwecklos: Politik auf dem Laufsteg.

und Dalai Lama machen sich immer gut; dazu ein Schuss Marx im Che-Guevara-Look; Rousseaus Theorie von der unverdorbenen Natur hat eine unverhoffte Renaissance erlebt; stets beliebt sind sodann angebliche Weisheiten von Indianern und anderen Urvölkern, die man zur Not auch mal selber erfinden kann. Das alles klingt zwar nach Flower-Power. Doch wenn es dann zur Sache geht, ist der Vorrat an Love & Peace schnell aufgebraucht. Die neuen Weltverbesserer können sehr intolerant reagieren, wenn man ihre schwabbeligen Thesen in Frage stellt.

Ausgesetzte Unschuldsvermutung

Diese Einfältigkeit hat viel mit Bequemlichkeit zu tun, welche über die soziale und politische Konformität hinausgeht. Wer das Diktat des Guten in Frage stellt, findet sich oft in einem delikaten Konflikt. Wenn man selber in der warmen Stube sitzt, ist die Frage, ob ein angeblicher Flüchtling tatsächlich an Leib und Leben bedroht

ist, höchst unangenehm. Man möchte ja kein Unmensch sein, und schliesslich ist es doch verständlich, dass Menschen ihre Lebensbedingungen verbessern wollen. Also weichen wir der Sache aus, ignorieren oder beschönigen, was nicht ins Bild passt.

Stimmt es wirklich, dass die Eisbären aussterben, die Erde verdorrt und die Wälder verschwinden? Es gibt ernstzunehmende Erhebungen, die das Gegenteil nahelegen. Vielleicht ist es nicht so dramatisch, rechtfertigen wir uns, aber es schadet ja nicht, wenn sich die Leute um die Umwelt sorgen. Mit dem guten Zweck erteilen wir uns die Absolution für die Lüge gleich selber.

Ist der Filmproduzent, der gerade mit unüberprüfbar Verdächtigungen sozial und wirtschaftlich gelyncht wird, wirklich ein sexbesessener Unhold? Warum haben sich die angeblichen Opfer, die nun plötzlich scharenweise auftauchen, nicht schon viel früher gemeldet? – Um die Unschuldsvermutung sollen sich die Juristen kümmern, beruhigen wir uns. Es gilt ein Zeichen zu setzen! Auch wenn wir damit vor allem auf uns selber zeigen: Wie gut wir doch selber sind!

Es ist mühsam und verfänglich, sich mit dem auseinanderzusetzen, was ist. Viel einfacher, aber auch unverbindlicher ist es, uns an dem zu orientieren, was sein sollte. Der Wohlstand hat uns träge und egoistisch gemacht. Im Überfluss ist uns das Bewusstsein für die reale Welt abhandengekommen. Wir können es uns leisten.

Dass etwas gutgemeint ist, reicht uns völlig aus. Es beruhigt unser Gewissen.

Vor hundert Jahren warnte der deutsche Soziologe und Ökonom Max Weber davor, die gute Absicht zum Mass aller Dinge machen. Der Erste Weltkrieg, der das zerstörerische Potenzial der modernen Zivilisation erstmals richtig fassbar gemacht hatte, war eben zu Ende gegangen. Die Hoffnungen auf eine gerechtere und



Soziologe Max Weber.

Wir haben nur die Wahl zwischen dem grösseren und dem geringeren Übel.

friedliche Weltordnung waren überwältigend. Statt auf dem Schlachtfeld sollten die Differenzen zwischen den Nationen im neugegründeten Völkerbund gütlich bereinigt werden. Die Demokraten rüsteten ab. Die Diktatoren beeindruckte das wenig, im Gegenteil, es spornte sie erst recht an. Das Resultat kennen wir heute. Weber sah es schon damals kommen.

Weber prägte den Begriff des Gesinnungsethikers. Für den Gesinnungsethiker zählt, wie die Dinge sein sollten. Wie sie wirklich sind, erscheint ihm zweitrangig. Die gutgemeinte Handlung wird damit zum Selbstzweck, deren Folgen rücken in den Hintergrund. Gleichsam als Alternative zur Verantwortungsethik postulierte Weber die Verantwortungsethik. Diese orientiert sich primär an den messbaren, konkreten Folgen einer Handlung. Der Verantwortungsethiker ist ein Pragmatiker. Er versucht die Dinge zu begreifen, wie sie sind, bevor er sich fragt, wie sie sein sollten, er hält sich im Zweifel an das Bewährte. Er hat sich damit abgefunden, dass wir in aller Regel nicht die Wahl haben zwischen gut und schlecht, sondern zwischen dem grösseren und dem geringeren Übel.

Gesinnungsethiker haben einen medialen Vorteil. Ihre Botschaft ist simpel und lässt sich auf eine knackige Schlagzeile verkürzen. Wer will schon einem feurigen Idealisten widersprechen, der die Vernichtung aller Waffen postuliert (hier und jetzt!); für Windräder und Solarpanels plädiert anstelle von unheimlichen Atomkraftwerken (nur eine Frage des Willens!); mit anklagender Stimme die Aufnahme von Flüchtlingen fordert (Wir schaffen das!) und mehr Geld für die Dritte Welt (Wir sind so reich, weil sie so arm sind!). Wie schwierig und undankbar ist es dagegen, die komplexen und oft paradoxen Zusammenhänge aufzudröseln, die sich hinter dem Schein des Guten verbergen. Wer vor der ultimativen Katastrophe warnt, steht immer auf der sicheren Seite. Sollten sich die düsteren Prophezeiungen nicht bewahrheiten, erinnert sich kein Mensch mehr daran,

schwappt bereits das nächste Endzeit-Szenario über den Planeten, wird der nächste Teufel gejagt. Nichts ist älter als die News von gestern. Das Waldsterben wurde durch die Klimakatastrophe ersetzt, George Bush durch Donald Trump, Aids durch Ebola, Gaddafi durch Erdogan, die Vogelgrippe durch die Schweinegrippe, der DDT-Krüppel durch das Impfpfer, Marc Rich durch Ivan Glasenberg, die Rothschilds durch Soros.

Dies ist kein Plädoyer gegen die soziale Verantwortung oder gegen den Umweltschutz. Im Gegenteil. Es gibt viele Gründe, auf das Gemeinwohl zu achten und sorgfältig mit unseren Ressourcen umzugehen. Aber den Sozialstaat und den Umweltschutz muss man sich erst leisten können. Wer nichts zu verlieren hat, setzt andere Prioritäten. Eine prosperierende Wirtschaft ist die Basis für alles. Was auf die Dauer nicht rentiert, ist in aller Regel nicht nachhaltig. Die Erfahrung lehrt uns zudem, dass geniale Endlösungen stets einen verborgenen Haken haben. Jede Aktion zieht immer eine Reaktion nach sich. Und vor allem: Der Preis für die gute Sache darf niemals die Unterdrückung kritischer Einwände oder eine Lüge sein.

Die kritische Distanz zum Gutgemeinten entlässt uns keineswegs aus der Verantwortung. Im Gegenteil. Die Fähigkeit des Mitfühlens macht das Tier erst zum Menschen – doch das Mitleiden macht uns nicht automatisch zu besseren Menschen.



Beim Text handelt es sich um einen vom Autor und *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur bearbeiteten Vorabdruck aus dem Buch «Der Fluch des Guten», das diese Woche im Münster-Verlag (Basel) erschienen ist. Das Werk (344 Seiten, 25 Franken) ist im Buchhandel erhältlich oder kann direkt bei www.muensterverlag.ch bestellt werden.

VALUES WORTH SHARING

«Unsere Familie investiert langfristig – seit 1136.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein,
LGT Chairman seit 1990



Private
Banking

lgt.ch/values



«Manche reden Blech, wir biegen es»: Unterhaltungsunternehmer Roland Mack.



Ikone der Woche

König der Achterbahn

Von Thomas Renggli

Die Gemeinde Rust liegt in Baden-Württemberg und hat 4285 Einwohner. Eigentlich wäre sie in der Schweiz kaum der Rede wert. Doch wer Kinder im schulpflichtigen Alter hat, weiss: An Rust führt kein Weg vorbei.

1975 gründete Roland Mack dort zusammen mit seinem Vater Franz – inspiriert von den boomenden Freizeitparks in den USA – den Europa-Park. Das Unternehmen war anfänglich als Ausstellungsplattform für die Produkte der familieneigenen Firma Mack Rides gedacht. Die Medien werteten die Idee skeptisch. Der amerikanische Trend schien ihnen nicht geheuer. Doch die Familie Mack traf den Nerv der Zeit. Schon im ersten Jahr zog der Europa-Park 250 000 Besucher an. Heute sind es jährlich 5,6 Millionen – 1,2 Millionen davon aus der Schweiz. Damit ist der Europa-Park der besucherstärkste Vergnügungspark im deutschsprachigen Raum. «Wir sind der Freizeitpark der Schweizer», sagt Roland Mack.

Wenn der Unternehmer an diesem Samstag den siebzigsten Geburtstag feiert, lädt er in seinem Reich zur grossen Gala: *black tie* lautet der Dresscode. Geladen ist Prominenz aus allen Schichten: Fürst Albert von Monaco, Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble, Ex-Fifa-Präsident Sepp Blatter.

Bewegt sich Mack im Tagesgeschäft durch den Park, benutzt er dafür normalerweise einen Golfcart. Spricht er von den neusten Attraktionen, strahlen seine Augen. Zwar arbeitet sein Bruder Jürgen ebenfalls in der Unternehmensführung. Und mit den Söhnen Thomas und Michael Mack stehen die Nachfolger bereit. Doch der Mann für die öffentlichen Inszenierungen ist Roland Mack.

Weggefährten beschreiben ihn als «bodenständige, loyale und solidarische Persönlichkeit mit einer sozialen Ader». Er habe nie vergessen, woher er komme. Sein Erfolgsgeheimnis fasste er einst in markige Worte: «Manche reden Blech, wir biegen es.»

Damit hat Mack die Geschäftsidee seiner Vorväter zu einem Millionen-Business befördert. Zahlen zu den Finanzen gibt er zwar nicht bekannt. Doch der Jahresgewinn des Betriebs wird auf 400 Millionen Euro geschätzt. Allein im Park sind 4250 Mitarbeiter beschäftigt. Als Schlüsselfigur im Hintergrund bezeichnet Mack seine Ehefrau Marianne, mit der er seit 45 Jahren verheiratet ist: «Ohne sie wäre dies alles nicht gegangen.» So hat sich Roland Mack mit dem Europa-Park eine Gabe erarbeitet, die alle Eltern gerne besässen: Bei ihm fallen Weihnachten, Geburtstag und Ostern auf den selben Tag – 365 Mal im Jahr.

Bitte nehmt Meghan zurück!

Prinz Harry verklagt zwei Pressehäuser. Die Medien würden eine Kampagne gegen seine Frau reiten. Doch nicht nur der Boulevard wendet sich gegen die amerikanische Herzogin. Die Prinzessin des politisch korrekten Bewusstseins entwickelt sich zum royalen Albtraum. *Von Rod Liddle*

Es ist der grosse Triumph der jüngeren Amerikanischen Politik, dass ein Mann zum Präsidenten gewählt wurde, der perfekt all das verkörpert, was für hochnäsige Europäer den wahren Amerikaner ausmacht: Er ist ignorant, arrogant, chauvinistisch, voller Verachtung für Ausländer, grossmäulig, schlecht angezogen und unendlich wichtigtuerisch. Die Abneigung gegen Donald Trump ist so ausgeprägt (er hat noch nie ein Buch gelesen! er isst Steak mit Ketchup!), dass selbst europäische Spitzenpolitiker davon erfasst werden, die gut beraten wären, sich ein wenig zurückzuhalten und dem Anführer der freien Welt etwas diplomatischer zu begegnen. Doch das können sie nicht: Die Verachtung scheint immer durch.

Nicht zuletzt deshalb habe ich etwas übrig für dieses Geschenk, das ihr Amerikaner der Welt gemacht habt – Donald Trump. Er erzürnt die linken Schwachköpfe, mit anderen Worten: genau die richtigen Leute. Und ich hoffe sehr, dass ihr ihn ein zweites Mal wählt.

Bei anderen Geschenken, die ihr uns gemacht habt, wäre mir lieber gewesen, sie wären aufgrund eines menschlichen Versehens oder eines Computerfehlers in eine andere Ecke der Welt geliefert worden. Ich meine vor allem Meghan Markle. Vielen Dank, aber könntet ihr sie jetzt bitte zurücknehmen? Wir haben genug von ihr, und die Unterhaltszahlungen belasten eine so kleine Satrapie wie das Vereinigte Königreich enorm. Wir werden zu den Flugkosten (per Privatjet, versteht sich) natürlich etwas beisteuern, aber für die Klimakompensation wird Elton John persönlich aufkommen.

Britanniens Obama-Moment

Markle ist ein Albtraum. Als sie sich mit Prinz Harry verlobte – bislang ein netter, wenn auch etwas beschränkter junger Mann, der bei Partys gern in Nazi-Verkleidung auftrat –, sollten wir alle glauben, dass dies Britanniens Obama-Moment war, also etwas ganz Wunderbares. Es war tatsächlich ein Obama-Moment, weil Meghan ja eine Schwarze war bzw. ist und nun zur königlichen Familie gehörte, die in den letzten tausend Jahren resolut weiss war, es sei denn, man betrachtet Griechen als Schwarze. Linke, die in einer Handvoll Staub Rassismus nachweisen können, lobten lautstark Meghans bewundernswerte Hautfarbe. Uns anderen war und ist ihre Hautfarbe oder Herkunft schnurzegal. Ehrlich gesagt ist die Hautfarbe das Allerletzte, was gegen die Frau vorgebracht werden kann.

Es ist der ganze Rest, der uns nicht gefällt – aber wenn wir das sagen, wird uns unweigerlich Rassismus vorgeworfen. Nein, was uns nicht gefällt, ist, dass Meghan auf ihrem Weg über den Atlantik ein ganzes Müllfahrzeug hinter sich hergezogen hat, vollgestopft bis oben hin mit politisch korrektem Bewusstsein (würg!), und den Inhalt in unseren Vorgärten ausgekippt hat. Sie hat die kindische Identitätspolitik von Hollywood und US-Universitäten mit all ihren unlogischen Thesen, bizarren Obsessionen, inneren Widersprüchen und unübersehbaren Heucheleyen mitgebracht. Die Politik von Taylor Swift und Robert Downey Jr. Das ganze Zeug, das die Amerikaner letztlich dazu brachte, Donald Trump zu wählen – sozusagen als Entlastung, als Befreiung.

Meghan belehrt uns Briten über Armut und wie furchtbar das ist. Ja, ja. Ich kann nur sagen: Eine Frau, deren Verlobungsring fast 370 000 Dollar gekostet hat, sollte niemanden über Armut belehren. Eine Frau, deren Haus auf Kosten der Steuerzahler (30 Millionen Dollar) renoviert wurde, damit die Wände mit Biofarben ge-

Auf dem Titelbild war kein Platz für ihre Schwiegergrossmutter, die Königin.

strichen werden konnten und ihr Kind in einer «genderneutralen Umgebung» (was immer das ist) aufwachsen kann. Ach, und nicht zu vergessen: zwei Orangerien und ein «schwimmender Estrich». Die beiden gaben dann unfassbar scheinheilig bekannt, dass sie höchstens zwei Kinder haben werden, weil das verantwortungsbewusst sei – offenbar war ihnen nicht klar, dass die Geburtenrate im Vereinigten Königreich stabil ist oder etwas sinkt und dass diejenigen, denen man Vorträge über Familienplanung halten sollte, in Schwarzafrika oder in asiatischen Drittweltländern leben. Aber darauf hinzuweisen, wäre vermutlich politisch nicht korrekt.

Und dann die Sache mit dem Klimawandel. Meghan fordert uns auf, jeder solle «seinen Beitrag leisten». Sie leistet ihren Beitrag. Zahllose Langstreckenflüge in Privatjets – allein vier in elf Tagen –, die einen CO₂-Fussabdruck hinterlassen, der 42 000 eigenhändig abgemerkten Polarbären oder 500 000 totgeschlagenen Robben entspricht. Aber die schiere Heuchelei entgeht der Frau. Als die Medien auf die Doppelmoral aufmerksam machten, wurde uns erklärt, dass Madame darüber «er-

haben» sei. Klar, in einem neunzehnsitzigen Learjet mit einem Lakaien, der einen Aperol mit Grünkohlsaft serviert.

Die Herzogin von Sussex, um den korrekten Titel zu verwenden, wurde eingeladen, eine Ausgabe der britischen *Vogue* als Gast-Chefredaktorin zu betreuen. Es war eine grandiose Zurschaustellung von Tugend und Moral. Auf dem Titelfoto waren «inspirierende Frauen» zu sehen, die offenbar fast ausnahmslos wegen ihrer Ethnizität, Prominenz oder wegen ihrer fortschrittlichen Meinung ausgewählt worden waren und fast ausnahmslos keinerlei Talent besaßen. Auf dem Titelbild war kein Platz für ihre Schwiegergrossmutter, die Königin, die unserer Nation seit fast siebzig Jahren mit vollendeter Würde und Zurückhaltung vorsteht, wie das von Royals erwartet wird. Aber Würde und Zurückhaltung kommen in Meghans politischem Lexikon nicht vor: Ihr geht es nur um sie selbst, ein linker Narzissmus, der als Mitgefühl daherkommt.

Dummer Egoismus

Noch mehr? Tagtäglich serviert uns die Presse mehr von Meghan. Beispielsweise Meghans persönliches Team. Sie braucht kein persönliches Team, weil die königliche Familie das übernimmt – eine alteingesessene Firma, die Royals, die wissen, was zu tun ist. Aber vermutlich wegen des zunehmenden Konflikts zwischen Meghan und Harry einerseits und den deutlich besonneneren (und royalen) William und Kate andererseits hat Meghan den gemeinsamen Pressesprecher gefeuert und durch die Amerikanerin Sara Latham ersetzt, Hillary Clintons brillante Wahlkampfberaterin. Und Harry hat Heather Wong als Privatsekretärin aufgedrückt bekommen, eine frühere Mitarbeiterin von Barack Obama.

Diese ganze progressive und abstossende politische Selbstinszenierung stinkreicher Leute dürfte in Amerika niemanden überraschen. Es ist ein krankhafter, dummer Egoismus, den man vermutlich jeden Tag beobachten kann bei einer unvorstellbar reichen Elite, die schlicht keine Ahnung hat, wie das Leben einfacher Menschen aussieht.

Wie sehr dieses Theater den Leuten auf den Geist geht, kann man daran ermessen, wem sie, die dummen Wähler, ihre Stimme geben. Ich vermute mal, sooft Trump von einem prominenten Künstler als mieser Rassist verunglimpft wird, bekommen die Republikaner einige hunderttausend Stimmen mehr. Die Botschaft:



Tugend und Moral.

Wir schauen eure TV-Shows und Filme und hören eure Musik, aber wenn ihr uns politisch belehren wollt, werden wir euch entweder ignorieren oder eure Ansichten als Hinweis darauf nehmen, wie man nicht denken sollte.

Für Meghan ist das Problem jedoch etwas gravierender. Die königliche Familie soll über dem politischen Getümmel stehen. Die Königin von England beendet ihre Tweets selten mit einem #MeToo. Sie twittet überhaupt nicht. Meghan steht erkennbar nicht über dem politischen Getümmel. Aber diese ganzen «Hyperliberalen», wie der Philosoph John Gray sie nennt, verstehen sich vermutlich nicht als «politisch», sie finden einfach, dass sie in

allem recht haben und jedwede Kritik an ihren geistlosen Äusserungen auf einer zutiefst bedauerlichen Einstellung beruht – Rassismus etwa oder Sexismus oder Homophobie. Wenn Meghan sich als uneheliches Kind von Rosa Parks und Bono stilisiert, dann stösst sie die einfachen Leute vor den Kopf, genau diejenigen, die in der Regel grosse Monarchisten sind.

Na ja, vielleicht wird früher oder später ein wenig Ruhe einkehren. Meghan und Harry haben bekanntgegeben, dass sie einen Umzug nach Hollywood erwägen. Gut so! Die Grenzen zwischen dem, was ein Royal ihrer Ansicht nach tun sollte, und dem, was ein Prominenter ihrer Erfahrung nach tun muss, hat diese Frau ja

schon verwischt. Auch wenn der britischen Königsfamilie möglicherweise ein etwas verblasster, verstaubter Glamour anhaftet, wie der einer stockfleckigen Erstausgabe, die nach Corgi-Urin riecht, so ist sie in Wahrheit doch Lichtjahre vom Hollywood-Rummel entfernt: In gewisser Weise ist sie das genaue Gegenteil.

Wie auch immer: Bitte nehmt Meghan Markle wieder zurück, bevor hier die Monarchie abgeschafft wird.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork. Dieser Artikel ist zuerst im *Spectator* erschienen.

Rod Liddle ist Mitherausgeber des *Spectator*, wo er eine wöchentliche Kolumne hat.

Mehr zum Thema Seite 68: **Königliches Opfer**

Sein Gesicht flammt von innen

Die spektakulärste Comic-Ikone des Bösen, der Joker, wird in einem neuen US-Film, der in Venedig ausgezeichnet wurde, zur politischen Symbolfigur.

Von Wolfram Knorr



Wut auf alle, die irgendwas geschafft haben: Joaquin Phoenix als Joker.

Der Moloch der urbanen Welt, Gotham City, versinkt im Dreck, im Müll, im Chaos. Und mitten in dieser Kloake lebt Arthur Fleck mit seiner kranken Mutter in der schäbigen Wohnung eines versifften Betonblocks. Metropolis machte ihn zum Nervenbündel mit einem unkontrolliert jaulenden Lachen wie die permanenten Polizei- und Ambulanz-Sirenen aus den Schluchten der Stadt; mit einem ständigen Zittern der Beine wie die aggressiv-nervösen Massen, die tagein, tagaus über die Strassen hasten; und dem ruhelosen, düsteren Blick eines Sehnsuchts-Irren im täglichen Kampf um Akzeptanz, ein wenig Respekt. Arthur Fleck trägt für eine Agentur im Clown-Kostüm Werbeslogans für Schlussverkäufe durch die Strassen. Meistens wird er ausgelacht, angepöbelt, gar verprügelt. Demütigungen, die ihn seelisch sukzessive zerbröseln. Als seine Therapeutin, die er brav aufsucht, um seine zahlreichen Psychopharmaka zu erhalten, ihm eröffnet, dass ihre Stelle von der Stadt gestrichen wurde, fragt er: «Und woher bekomme ich dann meine Tabletten?» Ausgesondert, weggeworfen; sein Lachen in der U-Bahn wird zum dämonischen Höllenschrei.

Urahn Gwynplaine

Dieser Joker von Todd Phillips («Hangover») und seinem Co-Autor Scott Silver hat nur noch wenig mit der Comicfigur aus dem DC-Univer-

sum gemein. Sie ist nur noch Folie für ein politisches Statement, das mit exzentrischer und apokalyptischer Visionslust und überdrehter Dramatik das herrschende Polit-Chaos widerspiegelt – vom Irrsinn der US-Politik über das Brexit-Chaos und den grassierenden Populismus bis zu den blutigen Amokläufen und dem Social-Media-Wahn. Der Joker Fleck, der nichts anderes will, als ein Stand-up-Comedian zu werden, und der den Late-Night-Talker Murray Franklin (Robert De Niro) abgöttisch verehrt, ist ein Loser inmitten der macht- und erfolgsgeilen Heuschreckengesellschaft. Flecks Brüder im Geiste sind Travis Bickle aus «Taxi Driver», der den «Dreck von den Strassen waschen», und Rupert Pupkin, die kleine Nummer aus «The King of Comedy», der berühmt werden will. Beunruhigende Figuren aus dem Oeuvre Martin Scorseses, der wie kein anderer die amerikanischen Befindlichkeiten kennt.

Ein Urahn von Joker erblickte 1869 das Licht der Welt und stammt aus der Feder Victor Hugos: Gwynplaine, vom Schicksal gebeuteltes Held des Monumentalopus «Der lachende Mann» (zuerst in neun Bänden erschienen). Als Zweijähriger wird der Adelspross ausgesetzt und auf Befehl von König Jakob II. von einer Bande von Landstreichern entstellt. Die Gauner pflegen eine Kunst, «die für die Chirurgie das war, was die Alchimie für die Chemie ist» (Hugo), kaufen Kinder und entstellen sie zu

Hofnarren oder Jahrmarktsfratzen. Hugo beschreibt das Grauen («Die Lippen erweitert, das Zahnfleisch entblösst, die Ohren gestreckt») und konstatiert, dass Gwynplaine mit «seinem eigenen Fleisch maskiert» ist. Das grotesk-makabre Melodram galt als politisch. Hugo kritisierte mittels seiner in England spielenden kulinarischen Düsterromantik die englische Klassengesellschaft. «Die Aristokratie» war ursprünglich als Titel geplant, denn die Adligen sind bei Hugo allesamt dekadent und hinterhältig. Gwynplaine schafft es – wie in Melodramen üblich – nach oben, tritt im House of Lords auf, hält eine flammende Rede fürs Volk und wird ausgelacht. Darauf kehrt er resigniert zu den Gauklern zurück. Da tangiert der Roman gespenstisch die Aktualität.

1928 wurde er, der kurioserweise nie die Popularität von «Die Elenden» und «Der Glöckner von Notre-Dame» erreichte, von Paul Leni («Das Wachsfigurenkabinett») mit Conrad Veidt als Gwynplaine verfilmt. Die Wirkung war enorm, im Gegensatz zum Buch. Kirk Douglas liebäugelte lange mit einer Verfilmung, Sergio Corbucci wagte es in den 1960ern («L'uomo che ride») und später Jean-Pierre Améris. Den größten Einfluss auf die Comics übte – verständlich – das eingefrorene Grinsen aus (Hugo: «Nach aussen hin komisch und tragisch im Innern»). Der Zeichner Jerry Robinson vom Verlag DC Comics, soll die Joker-Figur mit Blick auf Conrad

Veidt und die Spielkarte Joker, als ideales Gegengewicht zu Batman erdacht haben. 1940 trat er erstmals in Erscheinung und machte als Piktogramm des Diabolischen Karriere. Alles Abartige liess sich mit der Fratze assoziieren. In der Visage steckte der Hanswurst, der erste und älteste Komödiant der Schauspielerei («Verstellt also sein Angesicht/Dass er kein Menschen gleich mehr sieht»), ähnlich Goethes Edel-Mephisto, so wie ihn Gustaf Gründgens einst verkörperte: weiss geschminkt, mit roten Lippen, scharf nach oben gezogenen Augenbrauen und breitem Spottmund.

Brillanz des Bösen

Die Pop-Ikone des abgrundtief bösen Lustigmachers bietet, dank ihrer Mimikry und der Herkunftslosigkeit, freie Auslegungen. Von 1940 bis 1954 war der Joker in weit über siebzig Stories aktiv, bis in den Restaurationsjahren und unter dem Eindruck der massiven Anti-Comic-Bewegung der Verlag DC Comics das Perverse aus Profitgründen herunterfuhr. Der Joker wurde zum harmlosen Schelm. Noch in der Batman-TV-Serie aus den Jahren 1967/68 mit Eartha Kitt als Catwoman war Cesar Romero als Joker nur noch ein netter Hanswurst. Es war (gerade noch) die Ära der Bewahrer des Guten, Wahren, Schönen. Der zersetzend negative Kinderfreund und Moralist Erich Kästner wurde damals tadelnd gefragt: «Herr Kästner, wo bleibt das Positive?» Die Antwort kam so prompt wie barsch: «Ja, weiss der Teufel, wo das bleibt!» Und der Höllenfürst hatte schon immer das begehrteste Besetzungsbüro, denn das Böse hat zumeist Brillanz, das Gute ist nur gut (und oft fad). Das Positive ist das Ziel – das Negative aber der Stein auf dem Weg zum Ziel, die Realität. Und da Film, Comics,

Joaquin Phoenix' schwelende Ausbruchsbereitschaft illustriert ein sehr amerikanisches Phänomen.

Literatur nicht mehr nur Happy-End-Anstalten der Wunschträume sind, sondern auch Brennspiegel der Wirklichkeit, schleppen sie zu ihren brandheissen Themen mehr denn je den Pessimismus mit, die lang angestaute Wut der Minderheiten und Aussenseiter, die Angst, die Gewalt, den Frust und den Hass.

In den achtziger und neunziger Jahren wurde der Joker wieder ordentlich böse. Jack Nicholson machte ihn in Tim Burtons «Batman» (1989) zur Glam-Monstrosität, und Heath Ledger schliesslich in Christopher Nolans «The Dark Knight» (2008) zur surrealistisch grellen Nachtmahrfigur. Allerdings sind beide der Comicwelt mit ihren krausen destruktiven Apokalypsen verhaftet. Arthur Fleck ist aus dem Gehege in die Wirklichkeit gefallen, ohne von Säure entstellt oder aufgeschlitzt worden zu sein. Seine Höllenfratze ist angemalt, sein Gesicht flammt von innen. Er sucht Erfolg, will

wer sein, himmelt deshalb den Late-Night-Talker Murray Franklin an, der ihn nur zynisch vorführt, und als er erfährt, dass er nur adoptiert ist, seine Herkunft im Dunklen liegt, verliert er jeglichen Halt.

Joaquin Phoenix verkörpert diesen quälend verqueren Charakter mit der fiebrigen, beunruhigenden Bereitschaft, jederzeit zu anderen Mitteln greifen zu können. Wenn er, im Strudel seines Lachens gefangen, sich bis zum Rand seiner überdrehten Nerven durchzukämpfen versucht und doch nur von immer wilderen Japsen in den Wirbel seines schmerzgepeinigten Lachens zurückgesogen wird, hat er die Rolle so nah an sich herangezogen, dass die Grenze zwischen «privat» und «gespielt» zu flirren beginnt. Allein sein Gang wirkt, als müsste er sich einem ewigen Beugungsdruck entgegenstemmen. Dieses Balancespiel liebte Joaquin Phoenix schon immer. Er kann oder will in seinen Rollen nicht «aufgehen». Er überträgt sie. Eigentlich also ein Star. Was ihm zum Star einzig fehlt, scheint das Bewusstsein zu sein, einer zu sein. Darin ist er König und Narr in einem. Seine schwelende Ausbruchsbereitschaft kaum bezähmter Brutalität illustriert ein sehr amerikanisches Phänomen, das sich in Attentaten und Amokläufen Luft macht: der Hass gegen jene, die eigene Wunschvorstellungen repräsentieren, die vorbildlich das Klassenziel erreicht haben und das eigene Versagen schmerzlich bewusst machen. Es ist die Wut auf alle, die irgendwas geschafft haben.

Häufigste Spielart des Ich-Verlusts

Ästhetisch reichen die Wurzeln bis in die Gothic novels. Statt Gewölbe, Labyrinth, Türme und Bastionen zu errichten, ist der moderne Schauer sehr nah beim Realen: öde nächtliche U-Bahn-Züge, dunkle Gassen, Müllberge, knarrende Lifte und schäbige Apartmentflure. In ihrem Horrorroman «The Italian» (1797) zeichnet Ann Radcliffe die Schreckensfigur als extrem mager, düster, von «fahler Blässe». Arthur Fleck entspricht dem Bild. Auch der Wahnsinn als häufigste Spielart des Ich-Verlusts («Da packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen und fuhr in sein Innerstes hinein, Sinn und Gedanken zerreisend», «Der Sandmann» von E. T. A. Hoffmann), ist geblieben. Gotham City ist erkennbar New York, und Arthur Fleck nur noch ein armes, krankes Würstchen, das sich aus purer Verzweiflung zur Glam-Figur aufbrezelt, um wenigstens maskiert aus der anonymen dumpfen Masse herauszuragen, dem rüden Erfolgscredo mit der Maskerade Rechnung zu tragen. Ein Psychokrüppel, Verlierer, das Selbstwertgefühl zermalmt, mit diffusen Empfindungen von Neid und Rache und Minderwertigkeitskomplexen. Vor diesem Hintergrund einer Gesellschaft, die Nobodys «produziert», aber nur wenig privilegierte Somebody zulässt, ist «Joker» ein politisches Statement.

Jazz

To sing the song

Von Peter Rüedi

Was liegt schon an einem Namen, einer Kategorie, einem Begriff, einem Ordner, einer Archivschachtel? Ist die Musik dieses Trios Jazz mit oder ohne Anführungszeichen? Elektrophoben unter den Fans wird sich beim Sound von Reid Andersons E-Bass, Dave Kings teilweise elektronischem Schlagzeug und Craig Taborns überwiegend elektrischem Piano das Nackenhaar sträuben, aber die sind ohnehin nicht das Zielpublikum dieses zu zwei Dritteln mit der Hit-Formation The Bad Plus identischen Trios. Anderson und King waren freilich schon lange vor dem Zusammenschluss mit Ethan Iverson (*Weltwoche* Nr. 38/19), der das Power-Trio Ende 2017 verliess, mit Taborn befreundet, der seit den Tagen jener Jugendfreundschaft (in den frühen Achtzigern) zu einem der wagemutigsten Piano-Neuerer der zeitgenössischen Jazzszene avanciert ist.

«Golden Valley Is Now» spielt nun allerdings keine Musik, die irgendwelchen Vorstellungen von Avantgarde entspricht. Statt den Hörer zu verschrecken oder zu verstören, machen sich die drei auf die Suche nach dem Einfachen – bekanntlich das Schwierigste –, nach einer neuen Form des Songs auf der Grundlage minimal suggestiver repetitiver Muster mit verblüffend einleuchtenden melodischen Wendungen und nicht weniger überraschenden harmonischen Brüchen. Eine äusserst witzige, stellenweise fast kindliche neue Pop-Art, die mehr den Gesamtklang im Ohr hat als individualsolistische Prachtentfaltung. Sie ist keineswegs banal, die Elektronik kleistert die sensiblen Bruchstellen nicht zu, sie hilft vielmehr, sie mit viel Feingefühl herauszukitzeln. Drummer King greift bei Bedarf auch mal in die kräftigeren Register, wie überhaupt das dynamische Raffinement eine der Hauptattraktionen des Albums ist. Von Reid Anderson stammen die meisten und die schönsten der Kompositionen (unter anderem «City Diamond», «Song One», «Polar Heroes»), insgesamt sieben; King schrieb drei, und Taborn hält sich, erstaunlich, als Komponist ganz zurück, bestimmt aber massgeblich mit seinem Keyboard die Atmosphäre des Albums; die Luft und den Spirit, in dem das Trio atmet. Und wir mit ihm.



Reid Anderson, Dave King, Craig Taborn: Golden Valley Is Now. Intakt CD 325

Der schönste Hintern der Welt

Eine kleine Fahrt durch kurvige Landschaften.

Von Michael Bahnerth

Das weibliche Gesäss ist ein grandioses Thema, nicht nur eine Welt, sondern ein ganzer Kontinent für sich. Einige denken, dass der Apfel bei Adam und Eva im Grunde einen weiblichen Po symbolisiere und Adam deswegen nicht widerstehen konnte. Das würde ausserordentlich Sinn ergeben, weil ein Mann jederzeit zu einem Apfel nein sagen kann, aber selten nur zu einem Hintern, der prall ist wie ein Apfel.

Dass das weibliche Gesäss mehr ist als zwei halbkugelförmige Gesässbacken, getrennt durch die Analrinne, unten begrenzt durch die Gesässfalte, oben durch die Michaelis-Raute, dass der Hintern einer Frau eine Traumlandschaft ist, war schon den Männern in der Altsteinzeit klar.

Es begann vor 30 000 Jahren mit der Venus von Willendorf, dieser Frau mit einem unheimlich grossen, vorstehenden Prachtarsch, geht über die schlanke Venus Kallipygos (350 v. Chr.), führt über all die Wuchtbrummen der Renaissance und später über Marilyn Monroe, den brasilianischen Hintern als nationale Obsession und Identität bis hin zu Kim Kardashian, deren Po in eklektischer Manier sämtliche Schönheitsideale zu vereinen scheint; ausladend und doch formschön, sanft und doch von Muskeln gehärtet und so weiter.

Hinterteile im Hintergrund

Im Moment interessieren mich Frauenhintern überhaupt nicht, obwohl ich normalerweise eine grosse Obsession dafür hege. Ich halte mich bei dem, was man salopp Popologie nennt, für einen talentierten Amateur mit der Sehnsucht, das Wesen und das Verführungspotenzial eines weiblichen Hintern irgendwann ansatzweise zu begreifen. Der Punkt ist der, dass mich dieser Tage das Hinterteil meines neuen Autos, eines Jaguar X300 Sovereign 4.0, so in den Bann geschlagen hat, dass alle andern Hinterteile in den Hintergrund gedrängt werden.

Das Hinterteil des Jaguars ist von einer unnachahmlichen Perfektion, als ob es von Gott erschaffen worden wäre. Natürlich ist es mehr eckig als rund, allenfalls da und dort gerundet, aber wenn man dahinter steht und es betrachtet, ist es der perfekte Hintern, und Männer können sich in Autohintern verlieben, das ist ja klar.

Es ist ein Hinterteil, das vor allem, das mich vorwärtsbringt. Und im Moment ist es so, dass mich nichts auf der Welt, nicht mal Golf,

so in Beschlag nimmt wie dieses Auto. Die Obsession geht so weit, dass ich ein wenig aufpassen muss, meiner Familie nicht davonzufahren.

Weil das so ist, kann ich im Moment auch nur über das Fahren mit diesem süssen, gros-

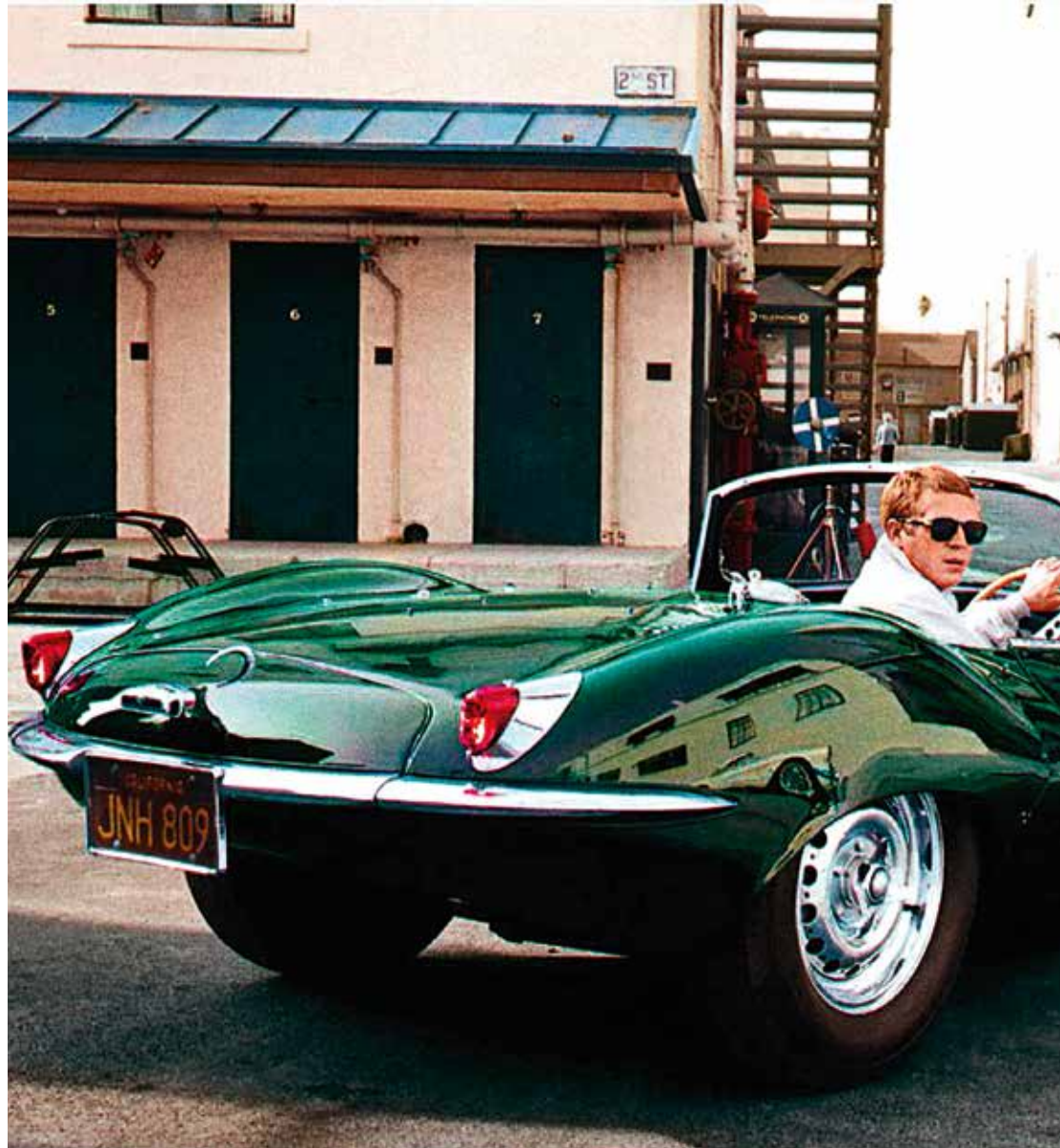
Metaphysisch gesehen, ist es wohl ein Gleiten in die verwinkelten Strassen und Gassen meines Ichs.

sen «Jag» tippen, für alles andere fehlt mir die Inspiration. Er fährt so, wie sich ein vorzüglicher Frauenhintern anfühlt, kann man sagen. Er hat «Dampf», er geht ab, er ist hart

und weich, und vor allem gibt er mir zugleich ein Gefühl einer unterschwelligten Geilheit und, wenn er ins Rollen kommt, der inneren Ruhe.

Völlig losgelöst

Ich fahr' dann über die elsässischen Hügel, ich *cruise*, ich schwebe, ich peitsche ihn hoch, tue sozusagen all das, was man mit einem guten Frauenarsch auch tun kann. Metaphysisch gesehen, ist es wohl ein Gleiten in die verwinkelten Strassen und Gassen meines Ichs und meiner Seele. Glaube ich zumindest. Vielleicht fahre ich auch einfach einer sehr verspäteten analen Phase entgegen, wer weiss.



Empfehlung in Zeiten der Gängelung: Steve McQueen in seinem Jaguar XKSS, um 1963.

Und wenn ich so fahre durch und über innere und äussere Wege, losgelöst von der Unbill der Welt und den Fährnissen des Lebens, wenn mein Arsch stillsitzt und trotzdem in Bewegung ist, fährt das Hirn spazieren und vorbei am Irrsinn dieser Welt. Zürich etwa, wo die neuen Regierungswagen Hyundais aus Südkorea sind, die mit Wasserstoff betrieben werden. Goldbraun sind sie auch, und nicht schwarz, wie sich das gehört, was daran liegt, dass offenbar nur gerade goldbraune erhaltlich waren und der Kauf irgendwie ganz dringlich war. Man wünschte sich ja, die Zürcher Regierung wäre da und dort auch so flott unterwegs. Das nächste Problem ist, dass es für diese Fahrzeuge im Kanton Zürich bis jetzt nur eine Tankstelle gibt und der Kanton jetzt selbst eine oder zwei errichten will, damit er seine Fahrzeuge tanken kann.

Dreissig Jahre alte Göttin

Natürlich kann man zur Ehrenrettung Zürichs sagen, dass die Regierung der Stadt ein wenig die Zukunft vorausnimmt. Die Zukunft



ist die Zeit, in der alle Autos aussehen wie Eierschalen, und, nur nebenbei, Eierschalen haben keinen Hintern. Es sind Autos, die kaum mehr Geräusche machen, die keinen Eigengeruch mehr haben, keinen Charakter, eine Playmobil-Ästhetik, keine Macken, keine Seele, kein Traumpotenzial. Das ist keine Zukunft für mich, deshalb fahre ich in der Gegenwart eine in die Jahre gekommene Luxuslimousine, 23 Jahre alt ist sie, eine vornehme Lady mit einem all den Zeiten und Moden widerstehenden Knackarsch.

So ein altes Luxusauto kostet heute nicht mehr viel, weniger als ein SBB-Generalabonnement 2. Klasse, und man selbst fährt 1. Klasse. Ein altes Luxusauto hat keine dieser umweltschädlichen Batterien von E-Autos, diesem Paradoxon, weil der Bau der Batterie zuerst jene Umwelt schädigt, die sie später schonen will. Im Grunde ist das ein schlechter Witz. Wer will schon ernsthaft ein Hybrid-Fahrzeug, die Transe unter den Automobilen?

Der «Jag» fährt und fährt, 23 Jahre lang, wie gesagt, 200 000 Kilometer, für nochmals 200 000 ist er mindestens noch gut, sieben

Es ist vergleichbar mit dem Kauf einer Insel und dem Anblick eines perfekten weiblichen Gesässes

Jahre vielleicht. Dann ist diese Göttin dreissig Jahre lang unterwegs gewesen. Will man dreissig Jahre mit einem dieser Autos der Zukunft fahren, brauchte man wohl mindestens drei davon, eher aber vier oder fünf.

Das letzte Stückchen Freiheit

Mein «Jag», um das klarzustellen, ist summa summarum also, trotz Benzinaggregat, das ökologisch schonendere Fahrzeug. Und es hat den Vorteil, dass all diese Wasserstoff- und Hybridhysterischen ihn in der Regel kurz von vorne sehen, im Rückspiegel, und dann ganz lange seinen Hintern. Ich denke dann immer, das ist für die wie der Satz in der Sendung «Am laufenden Band»: «Das wäre Ihr Preis gewesen.»

Ich empfehle allen in diesen Zeiten der ökologischen Gängelung, in denen ernsthaft über Flugkontingente diskutiert wird, in denen das letzte Stückchen Freiheit immer mehr ausgebremst wird, in denen das Wegschnippen einer Zigarette auf das Trottoir da und dort mit achtzig Franken gebüsst wird, in denen die Luft zum Atmen vielleicht, auch nur vielleicht, etwas sauberer wird, aber viel mehr noch dünner, sich eine funktionierende Luxuslimousine zuzulegen. Es ist vom Gefühl her vergleichbar mit dem Kauf einer Insel und dem Anblick eines perfekten weiblichen Gesässes. Beides macht, wenn auch nur für Momente, sehr glücklich.

Literatur

Ein Himmelsbuch

Vielfältiges Ansehen, Aufsehen und Einsehen.

Von Christoph Mörgeli

Himmel noch mal», entfährt es uns gelegentlich im Ärger. «Der Himmel auf Erden» bedeutet lauterer Glück im irdischen Leben. «Das weiss der Himmel», rufen wir, wenn wir etwas ganz und gar nicht wissen. Gewiss, Naturwissenschaftler wissen so einiges über den Himmel – wenn sie so etwas wie den «Himmel» überhaupt anerkennen. Jedenfalls ist und bleibt das Phänomen Himmel ein bestaunenswertes, unendliches, nie zu verstehendes Faszinosum in ständig neuer Gestalt. Wir sehen Farben, Wolken, Sonne, Mond und Sterne, Tag, Dämmerung und Nacht. Aber wir sehen auch Zuversicht im Jenseits, die Engel und Gott.

«Himmelsbuch», so nennt sich schlicht ein wunderbarer Band in Text und Bild über ganz verschiedene Aspekte des Himmels. Zwei Jahre lang hat Herausgeberin Ursula E. Schaerer – administrativ tatkräftig unterstützt von ihrem Ehemann Emil A. Schaerer – an diesem Buch gearbeitet. Über achtzig Autorinnen und Autoren haben ihre ganz persönlichen Ansichten, Erklärungen und Interpretationen geliefert. Walter Diems ausdrucksvolle Fotografien verschiedenster Himmelserscheinungen sind fast alle an ein und demselben Standort auf dem Albis aufgenommen worden. Sie vermitteln dennoch eine einmalige Vielfalt an Farben und Formen.

Filmregisseur Rolf Lyssy staunt über den grössten Projektionsraum, den die Menschheit kennt. Die Bergsteigerin Evelyne Binsack – dem Himmel so nah wie wenige – sah auf dem höchsten Gipfel das «Geheimnis der Klarheit». Für den Theologen Ulrich Knellwolf kommt der Himmel zu uns und muss weder erklettert noch verdient werden. Moderator Ruedi Josuran wünscht sich den Himmel als grosses Wiedersehen. Regi Sager zeigt, wie wir den lieben Himmel nicht nur stets im Auge haben, sondern auch oft im Munde führen. Heiko Petermann erinnert sich an den Himmel über seiner norddeutschen Heimat. Und der Philosophiehistoriker Patric O. Schaerer zeigt, dass das englische Wort *sky* den vom Horizont begrenzten, vom Boden aus wahrgenommenen Teil der Lufthülle meint, während *heaven* das überweltliche Himmelreich, das Jenseits der göttlichen Allmacht umfasst.



Ursula E. Schaerer (Hrsg.):
Himmelsbuch.

215 S., Fr. 39.50.

Zu bestellen bei:

goldbach.buchverlag@schaco.ch.

(10 Franken gehen an das Sozialwerk

Pfarrer Sieber in Zürich)



Aufgeladene Stimmung: Katharine Gun (Keira Knightley).

Kino

Wie im schalldichten Raum

Eine britische Geheimdienstmitarbeiterin ist empört über ein US-Memo und liefert darauf Brisantes über den Irakkrieg an die Presse. «Official Secrets» ist ein gelungener Polit-Thriller. *Von Wolfram Knorr*

Mit der E-Mail stimmt etwas nicht. Katharine Gun (Keira Knightley), Übersetzerin beim britischen Government Communications Headquarters (GCHQ) – gewohnt, in fremde Gespräche hineinzulauschen, routiniert abzuhören –, stutzt. In der E-Mail bittet Frank Korza von der amerikanischen National Security Agency (NSA) um Abhörprotokollübersetzungen von Diplomaten, die zurzeit Stimmrecht im Uno-Sicherheitsrat haben. Korza will erpressbare Äusserungen, mit denen die US-Regierung ihren Angriff auf den Irak legitimieren kann. Es ist das Jahr 2003, George W. Bush seit zwei Jahren Präsident, der Schock von 9/11 sitzt noch tief, Bushs Behauptung, der irakische Diktator Saddam Hussein besitze Massenvernichtungswaffen, ist nicht bewiesen, die Kriegsgründe sind international umstritten, und der britische Premier Tony Blair ist auf Bushs Seite.

In diese aufgeladene Stimmung platzt die E-Mail, auf die Gun verstört reagiert. Sie will sich nicht mit solch üblen Memos an einem fragwürdigen Kriegsplan mitschuldig machen. Ihr Arbeitgeber würde ihre Nöte kaum goutieren. Also kopiert sie heimlich die E-Mail, ohne recht zu wissen, was sie damit machen soll. Sie fühlt sich wie in einem schalldichten Raum, redet mit ihrem Mann Yasar (Adam Bakri) darüber, der sie warnt, einen Krieg könne sie nun wirklich nicht aufhalten, sich höchstens in Gefahr bringen,

und ihn, einen Kurden, mit ihr. Sie zeigt Einsicht, kann aber keine Ruhe finden, kontaktiert eine Polit-Aktivistin, die ihr den Kontakt zum *Observer* vermittelt – und die Maschinerie der Enthüllung läuft an, was sie eigentlich nicht angestrebt hatte. Es war ihr um ein Gespräch, einen Rat gegangen. Mit der Veröffentlichung im *Observer* durch den Journalisten Martin Bright (Matt Smith) geraten Katharine und alle im Abhörbüro unter Generalverdacht und werden gnadenlos verhört. Der Zermürbung widersteht sie nicht und gesteht.

Sie wird verhaftet, angeklagt, gegen den «Official Secrets Act» verstossen zu haben. Auch ihr Mann bekommt die Härte des Staats zu spüren: Er soll zurückgeschafft werden. Menschenrechtsanwalt Ben Emmerson (Ralph Fiennes) übernimmt den Fall, rät ihr, sich schuldig zu bekennen, doch der Verlauf des Krieges und die sukzessive Entlarvung der Massenvernichtungswaffen-Lüge verhelfen der Whistleblowerin zu einem «Not guilty» – und die Staatsanwaltschaft zieht gar die Anklage zurück. Der Fall ist bekannt, nicht so spektakulär wie «All the President's Men» und mit Sicherheit auch nicht so reisserisch in seiner filmischen Umsetzung. Regisseur Gavin Hood und die Co-Autoren Gregory und Sara Bernstein konzentrieren sich vielmehr auf die Übersetzerin und ihren (naiven) Glauben an die Selbstmächtigkeit des Individu-

ums, an die Wirkungskraft einer Person; vielleicht gerade, weil sie in einem Betrieb arbeitet, in dem – durch permanente Überwachung – das Individuum nur noch Spielmaterial der politischen Verhältnisse ist. Mit der E-Mail stemmt sie sich gegen die alltägliche Routine: Eine Verantwortung ist ihr zugewachsen.

Keira Knightley ist ein Unruheherd, hinter der glasigen Zerbrechlichkeit rumort es, und sie will mit kantigem Trotz aus der Routine ihrer Arbeit, ihrer Anonymität heraustreten. Als im Fernsehen Blair seine Teilnahme am Krieg erklärt, rastet sie aus: «Nur weil Sie Premierminister sind, heisst das nicht, dass Sie sich Ihre eigenen Fakten ausdenken müssen!» Die Antwort ihres Mannes, dass er «dich nicht hören kann», steigert ihre Ohnmacht.

Gavin Hood, der mit «Eye in the Sky» (2015) einen furiosen Polit-Reisser drehte, verzichtet weitgehend auf Thrill-Elemente, konzentriert sich dafür auf einen Identifikations-Suspense mit Keira Knightley alias Katharine Gun. Das Gegengewicht zu ihr bildet Ralph Fiennes als Anwalt. Keiner kann so beredt schweigen und das Objekt seines Rechtsfalls so intensiv beobachten wie er. Hinreissend. ★★★★★

Weitere Premieren

Pavarotti — «Big P», Luciano Pavarotti mit der bauchigen Rotunde seines genudelten Resonanzkörpers, war das Klischee des italienischen Opernmatadors und pflegte es ausgiebig. Seine Stimmbänder, schrieb ein Kritiker, seien von Gott geküsst worden. «Opera's Golden Tenor» (*Time*) war – keine Frage – ein Virtuose. Opernfrend Ron Howard stellte eine Dokumentation über Pavarotti (1935–2007) zusammen, die nur den Opernfan interessieren dürfte, aber der erfährt nichts Neues, selbst die sogenannten unveröffentlichten Dokumente sind in Modena (seinem Geburtsort) im Museum zu sehen. Nach der Gründung der «Three Tenors» sank sein Ruf. Der Popstar scheffelte dafür Moneten. Den italienischen Opernfreunden gefiel das nicht mehr. Dem Kehlen-Pâtissier war das wurscht. Er füllte Riesenhallen. ★★★★★

So Long, My Son — Es bedarf einer gehörigen Portion Konzentration, um bei der – mit vielen Rückblenden und Zeitsprüngen erzählten –



Jede Schattierung: «So Long, My Son».

verzwickten Schicksalsgeschichte zweier Familien, die zur gleichen Zeit Söhne zur Welt bringen und deren Wege sich immer wieder kreuzen, nicht den Überblick zu verlieren. Huch, genau so ist auch das bestechende Opus des Chinesen Xiaoshuai Wang. Aber dann versteht er es nämlich doch, den Zuschauer durch die Wendungen und Entwicklungen der Familien zu tragen und deren Schicksalsschläge mit den Söhnen zugleich mit den politischen Veränderungen im Land aufregend zu verknüpfen. Von der Kulturrevolution über die Familienpolitik (Ein-Kind-Forderung) bis zur Versöhnung des Kommunismus mit dem Kapitalismus wird jede Schattierung in die ganz privaten Familienkonflikte hineingewoben. Mit über 180 Minuten Dauer wird zwar viel verlangt, aber lässt man sich aufs Geschichtsporträt mal ein, kommt man nicht mehr davon los. ★★★★★



Schwindelerregend: Joker (Joaquin Phoenix).

Joker — Keine Comic-Kreation ist von so knalliger Dämonie wie der Grinsteufel. 1940 eingeführt, ist seine jüngste Version die spektakulärste. Joaquin Phoenix hebt sie auf ein schwindelerregendes Niveau. (Mehr dazu auf Seite 58) ★★★★★

Knorr's Liste

1	Parasite Regie: Bong Joon-ho	★★★★★
2	Grâce à Dieu Regie: François Ozon	★★★★☆
3	Systemsprenger Regie: Nora Fingscheidt	★★★★☆
4	Downton Abbey Regie: Michael Engler	★★★★☆
5	Diego Maradona Regie: Asif Kapadia	★★★★☆
6	Late Night Regie: Nisha Ganatra	★★★★☆
7	Once upon a Time in Hollywood Regie: Quentin Tarantino	★★★★☆
8	Der Biezer Regie: Hans Kaufmann	★★★★☆
9	Ad Astra Regie: James Gray	★★★★☆
10	Midsommar Regie: Ari Aster	★★★☆☆



Körzis Hollywood

Klatsch-Tsunami

Umzingelte Stars. Von Norbert Körzdörfer

Wer mit wem? Das ist die Urfrage Hollywoods. Wer küsst wen? Wer filmt mit wem? Wer zahlt wem wie viel? Klatsch ist der *sound of Hollywood*. News ist Geld und Macht und Waffe.

Aber: Der gefürchtetste Klatsch-Gigant ist das Foto-Handy. Millionen Handys *are watching you*. *Hot talk?* Hat Jennifer Lawrence heimlich geheiratet? (Den NYC-Galeristen Cooke Maroney.) Ist Miley Cyrus magersüchtig? (Wer nicht?) Wer folgt Disney-König Bob Iger? Wer waren die Dreier-Sex-Partner von Demi Moore und Ashton Kutcher? Wer war an Justin Biebers Hochzeit? (119 Millionen Twitter-Follower!)

Das Internet ist ein Klatsch-Tsunami! Reaktion der Superstars? Sie reduzieren den öffentlichen Access (Zugang)! Weltstars verkaufen vertraglich Interview-Zeit: vier Stunden für 100 000 Dollar. Wer Brad Pitt trifft, dem wird die Kamera des iPhone abgeklebt. Wer das Haus von George Clooney betritt, muss sein Handy in einen Korb legen (Clooneys iMac-Augen sind auch verklebt).

Alle Stars hassen Klatschblätter. Aber am meisten Angst haben sie vor der Klatsch-Video-Website TMZ (Thirty Miles Zone; die Dreissigmeilenzone Hollywoods, in der die Stars leben). Ein moderner Online-Klatschpranger: Jeder kann da anrufen – (888) 847-9869. Oder einen *hot tip* mailen: «Haben Sie Fotos oder Videos einer heißen Story?» Hollywood ist eine Service-City. Vom *valet* (Autoparkierer) bis zur Nanny oder zum Türsteher, vom Gärtner bis zum Polizisten oder Kellner – Augen sind überall. Und Paparazzi mit Teleobjektiven. Fotos sind die News.

Ein Weltstar zu seinen Kindern: «Alles, was ihr tut, wird irgendwann rauskommen!» Die Stars schützen sich mit *gated communities* (bewachten Villenanlagen), abgedunkelten Limousinen oder Vans und *shades* (Sonnenbrillen). Früher gab es Klatschkolumnisten wie die legendäre Cindy Adams (mit 89 noch bei den Oscars). Geheimnisse?

Man rief sie in ihrem Park-Avenue-Penthouse (mit 90-Quadratmeter-Terrasse) in Manhattan an und lancierte eine Exklusiv-Story in der *New York Post*. Die Zeitung gehört Medienmogul Rupert Murdoch, 88, der sein Filmstudio Fox an Disney verkaufte – für 71 Milliarden. Das Blatt liegt mit Adams' Klatschseite «Page Six» jeden Tag auf dem Flügel der Polo-Lounge im «Beverly Hills Hotel». Die *Los Angeles Times* ist leider etwas langweilig. Aber Zeitungen lesen eh nur Produzenten aus Europa. Für Business-Klatsch wichtig sind *the trades: Variety* und *Hollywood Reporter*.

Stars sind umzingelt von PR-Bodyguards und Social-Media-Ghostwritern: Sie kreieren ihren Ego-Klatsch mit Selfies auf Instagram – wie Jungstar-Phänomen Miley Cyrus, 26, mit 99,9 Millionen (!!!) Foto-Followern. Ihr Haus in Malibu brannte ab! Blitzscheidung aus der Asche von Traummann Liam Hemsworth! Trennung von Freundin-Lover Kaitlynn Carter! News nonstop.

Klatsch war immer der Kaugummi, der Hollywood verklebte – seit Kinolegende Clark Gable seinen ersten Farbfilm drehte, «Vom Winde verweht» (vor achtzig Jahren). Um presssfrei heimlich zu heiraten, fuhr er 900 Kilometer in die Wüste und zurück – an einem Tag.

Hollywood kann auch schweigen. Geheimnisse sind Macht. Kultregisseur Joel Schumacher («Phantom der Oper», «Batman Forever») gestand zu seinem achtzigsten Geburtstag: «Ich hatte homosexuellen Sex mit 10 000 bis 20 000 Partnern. Ich hatte Sex mit sehr berühmten Leuten, mit verheirateten Männern. Aber die Namen nehme ich mit ins Grab! Ich habe nie geküsst und geklatscht! Wer mir den Gefallen tat, mit mir das Bett zu teilen, bleibt mein Geheimnis.» Hollywood flüstert nur.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Misterwahl

Von Andreas Thiel

Simonetta Sommaruga: Ich verstehe nicht, wie unsere männlichen Bundesratskollegen Karin zur Miss Bundesrat 2019 haben wählen können. Vermutlich haben sie nur auf das Äussere geschaut.

Viola Amherd: Du hast wenigstens noch eine Stimme von Alain Berset erhalten. Für mich hat gar keiner gestimmt.

Simonetta Sommaruga: Das ist gemein.

Viola Amherd: Ach was. Wenn keiner für mich stimmt, gebe ich meine Stimme eben auch keinem. Ich enthalte mich bei der Wahl des Mister Bundesrat 2019.

Karin Keller-Sutter: Oje, dann müssen Simonetta und ich uns einigen. Das dürfte schwierig werden.

Simonetta Sommaruga: Ich finde, wir sollten unbedingt einen Vertreter einer kulturellen Minderheit wählen.

Karin Keller-Sutter: Also alle ausser Ueli?

Simonetta Sommaruga: Vielleicht Alain?

Karin Keller-Sutter: Bloss weil er als Einziger für dich gestimmt hat?

Simonetta Sommaruga: Nein, weil er am besten aussieht.

Karin Keller-Sutter: Ich wähle sicher nicht den, der am besten aussieht.

Viola Amherd: Wieso nicht? Bei deiner Wahl ging es vermutlich auch nur ums Aussehen.

Simonetta Sommaruga: Müssen wir denn überhaupt einen Mann wählen? Wir sollten aus Protest gegen diese oberflächliche Wahl eine Frau zum Mister Bundesrat 2019 wählen. Ich kandidiere!

Karin Keller-Sutter: Gut, du hast meine Stimme.

Simonetta Sommaruga: Und im Gegensatz zu dir bin ich dann einstimmig gewählt.

Karin Keller-Sutter: Na ja, mit einer Enthaltung.

Viola Amherd: Stimmt, was ist mit mir?

Karin Keller-Sutter: Mit dem VBS gewinnt man keinen Schönheitswettbewerb.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Klänge der Heimat

Paavo Järvis Einstand an der Zürcher Tonhalle; neues Lagerhaus fürs Opernhaus; «Oper! Awards».

Von Hildegard Schwaninger

Aufbruchstimmung in der Zürcher Klassikszene: Paavo Järvi, neuer Chefdirigent der Tonhalle, legt einen fulminanten Einstand hin und beeindruckt mit gesundem Selbstbewusstsein. Das Opernhaus eröffnet sein neues Lagerhaus Kügeliloo und bekommt den Titel «Bestes Opernhaus» der internationalen Opernbranche. Es herrscht Freude, und das Zürcher Publikum ist gespannt.

Dass der aus Estland stammende Dirigent Paavo Järvi nach der langen Ära David Zinman und dem kurzen Intermezzo Lionel Bringuiers (mit ihm wollte man den Superlativ «Jüngster Orchesterchef» knacken, doch das ging leider schief) Chef des Tonhalle-Orchesters wird, ist für Intendantin Ilona Schmiel ein Glücksfall. Der Maestro aus dem Baltikum bringt etwas ganz Neues nach Zürich, Musik, die man so noch nie gehört hat. Seinen Einstand gab er mit einem Stück, das sein Landsmann Arvo Pärt eigens für diesen Anlass komponiert hat. Es dauert sechs Minuten und klingt unendlich schön. Arvo Pärt war bei der Uraufführung höchstpersönlich anwesend, wie auch der Vater des neuen Chefdirigenten, Neeme Järvi, der auch Dirigent ist (die Familie, die heute in Florida lebt, ist eine Musikersippe). Paavo Järvi ist seit 2015 auch Chefdirigent in Tokio.

Paavo Järvi bringt Musik aus dem hohen Norden nach Zürich. «Kullervo» von Jean Sibelius, ein gewaltiges Werk. Wir waren im dritten Konzert, und da waren achtzig Finnen da, um das

Werk ihres Nationalkomponisten zu hören. Paavo Järvi wirkt unglaublich sympathisch, man spürt, dass zwischen ihm und dem Orchester die Chemie stimmt. Die Zürcher sind ein guterzogenes, wissbegieriges Publikum, offen für Neues und immer interessiert. So gab es – nach intensivem Zuhören – riesigen Applaus, und Paavo Järvi dankte, was nach sinfonischen Konzerten selten ist, mit einer Zugabe.

Das Opernhaus konnte sein Lager Kügeliloo in Oerlikon, nach 29 Monaten Sanierung, eröffnen. Hier werden Bühnenbilder, Kostüme und Requisiten aufbewahrt. Eine Lagerhauseröffnung mit so viel Glanz und Gloria ist eine Seltenheit. Gleich zwei Regierungsräte hielten Reden, Jacqueline Fehr und – als Baudirektor – Martin Neukom. Und kein Geringerer als alt Regierungsrat Markus Nottter spielte den Zeremonienmeister und Talkmaster. Er ist Verwaltungsratspräsident des Opernhauses und interviewte den Architekten Ernst Strebel und den Intendanten Andreas Homoki. Ein Sänger des Opernstudios sang «Mein Sehnen, mein Wähnen» aus «Die tote Stadt» von Erich Wolfgang Korngold, dann gesellte sich seine Kollegin und Landsmännin aus der Ukraine im hellblauen Tüllkleid zu ihm. Das Musikprogramm steigerte sich, bis zu «Lippen schweigen» aus «Die lustige Witwe», und der Abend wurde, als es noch grillierte Würste gab, ein richtiges Freudenfest. Bühnenarbeiter, Techniker, Mitarbeiter des



Fast verliebt

Busen oder Bussen

Von Claudia Schumacher

Schämst du dich nicht?», frage ich Maxim am Telefon. Tatsächlich bin ich etwas empört, muss aber auch lachen. «Doch!», sagt mein Cousin. «Das tue ich, ernsthaft.

Aber man muss das Ganze in Relation sehen.» Er ist mal wieder zweigleisig gefahren, diesmal besonders dreist. Da war Sophie aus Chur, derzeit wohnhaft in Kopenhagen. Und Annette aus München. Beide Frauen kommen für Maxim nicht als feste Freundinnen in Frage, so weit gehen die Gefühle nicht. Nun hatte er mit Sophie schon letztes Jahr was am Laufen, und es hat beiden Spass gemacht. Als sie vor sechs Wochen anrief und sagte, sie sei nächste Woche zu Besuch in Maxims Stadt, ob sie sich nicht treffen wollten, da konnte Maxim nur ja sagen.

Die Sache war aber, dass er gerade Annette auf Tinder kennengelernt hatte und sie gelegentlich das Bett teilten. In der Woche, als beide Frauen zugegen waren, lief es darauf hinaus, dass Maxim am Samstag um 11 Uhr Annette traf, abends um 18 Uhr Sophie. Am Dienstag blieb Sophie über Nacht, und am Mittwochabend kam Annette. Ein wilder Wechsel, die



Die Chemie stimmt: Chefdirigent Paavo Järvi.



Glanz und Gloria: Regierungsrätin Fehr.



«Beste Sängerin»: Joyce DiDonato.

Opernhauses sowie Freunde der Oper waren da, und wer wollte, konnte aufs Dach steigen und die Fotovoltaikanlage bewundern, mit der das Opernhaus seinen eigenen Strom produziert.

Hochstimmung herrscht bei der Opernhaus-Führung, weil man in Berlin bei den «Oper! Awards» als «Bestes Opernhaus» ausgezeichnet wurde. Die Preise werden zum ersten Mal verliehen, von der Zeitschrift *Oper!*, die es seit einem Jahr gibt. Konkurrenz für die *Opernwelt*, die seit Jahren mit einer fünfzigköpfigen Jury die Besten der internationalen Opernbranche würdigt. «Oper! Awards» hat eine achtköpfige Jury. Der neue Wettbewerb beflügelt die altingesessene *Opernwelt*: Dieses Jahr hat sie wegen der «Oper! Awards» die Veröffentlichung ihrer Preisträger vorverlegt. Von «Oper! Awards» ausgezeichnet wurden: als «Bester Sänger» **Piotr Beczala**, als «Beste Sängerin» **Joyce DiDonato**, als «Bester Bühnenbildner» **Neo Rauch** (für «Lohengrin» in Bayreuth), für ihr Lebenswerk **Edita Gruberova**. Und das Opernhaus Zürich als «Bestes Opernhaus».

Diesen Titel bekam von der *Opernwelt* die Opéra national du Rhin im Elsass. «Sängerin des Jahres» wurde hier **Asmik Grigorian**, die Salome in der gleichnamigen Oper an den Salzburger Festspielen, die auch zur «Aufführung des Jahres» gekürt wurde.

Die *Opernwelt* listete auch noch «die grössten Ärgernisse» auf: die Vertragsverlängerung von **Daniel Barenboim** an der Berliner Staatsoper sowie die als Event vermarkteten Inszenierungen des mit Hausarrest belegten russischen Regisseurs **Kirill Serebrennikow**. Der machte in Zürich «*Così fan tutte*» und in Hamburg «*Nabucco*».

Im Internet

www.schwaningerpost.com

ganze Woche. «Ich hab täglich das Bett gesaugt, weil die eine blonde und die andere brünette Haare hat», beteuert Maxim, als würde das etwas an der unsauberen Situation ändern. «Hast du nicht daran gedacht, die beiden aufzuklären, dass sie nicht die Einzigen sind?», frage ich. «Doch!», sagt Maxim. «Absolut. Aber mit Annette habe ich nie darüber geredet, ob es exklusiv ist. Und Sophie hat letztes Jahr mit mir ihren damaligen Freund betrogen.» Das habe sein moralisches Pflichtgefühl ihr gegenüber runtergedimmt.

«Hmm, okay. Aber dann ist ja alles gut, oder?» «Nein!», ruft Maxim. «Es ist nicht gut. Denn ich hab leider trotzdem meine Strafe erhalten.» Und da erzählt er von den sieben Plagen. «Das war echt biblisch», sagt er und klingt, als würde er sich tatsächlich etwas gruseln. Die Dates nach der zweigleisigen Woche seien in einem Ausmass desaströs gewesen, dass er wirklich glau-

be, vom Himmel bestraft zu werden. Da war die Hübsche, die gepflegt, nett und normal aussah – aber sie stank wie ein Pferd. «Stechend unter den Achseln und ansonsten nach chinesischem Essen vom Vortag», meint Maxim. Dann war da die Paranoide, die sich bei ihrem Treffen ständig über die Schulterschaute. Schliesslich die Aggressive, die ihn fragte, ob er immer so ein Chauvinistenschwein sei, als er die Rechnung übernehmen wollte. «Drei grauenvolle Frauen habe ich bereits überstanden», sagt Maxim. Falls er tatsächlich in die biblische Geschichte reingerutscht ist, läge der Grossteil leider noch vor ihm. «Unwahrscheinlich», sage ich in dem Versuch, ihn zu beruhigen. Maxim aber glaubt, er müsse die sieben Plagen jetzt in einem Rutsch runterreissen wie ein Pflaster: «Vier Horrordates noch, dann ist meine Busse getan.»



Unten durch Höhenflug

Von **Linus Reichlin**

Mein Freund Bruno, der in der Baustoffbranche tätig ist, hat eine neue Arbeitskollegin, er nennt sie «Fahnenmast», weil sie eins neunzig ist. Sie heisst Cathrin und nicht etwa Catherine oder Katrin, darauf legt sie Wert. Bei Kundengesprächen am Telefon sagt sie: «Cathrin mit C wie Chardonnay und th und ohne e am Schluss.» «Das überfordert unsere Kunden», sagt Bruno, «das sind Leute vom Bau, die möchten ihren Zement lieber bei einer Hedi oder einer Trudi bestellen.» Aber Cathrin hat halt ein Diplom, deshalb hat Brunos Chef sie angestellt. Bei der Vorstellungsrunde sagte er: «Männer, hört mal her, das ist eure neue Kollegin, sie hat ein Diplom. Manche von euch werden sich jetzt fragen, ob Diplom eine Krankheit ist. Aber keine Angst, selbst wenn es eine wäre, würdet ihr sie ganz bestimmt nie bekommen.»

«Immerhin weiss man beim Fahnenmast», sagt Bruno, «dass sie zu dem Diplom sicher nicht durch einen Blowjob gekommen ist, bei ihrem Aussehen.» So gemein! Ist Bruno vielleicht neidisch auf ihre Körpergrösse, die er trotz seiner Fünf-Zentimeter-Schuheinlagen nicht annähernd erreicht? «Eine so grosse Frau», sagt Bruno, «ist umweltschädlich. Die braucht doch für ihre Kleider eine extra Baumwollplantage in Haiti, die Leute schufteten dort für einen Hungerlohn nur für ihre Röcke mit Überlänge! Und in einen Smart kommt sie auch nicht rein, die braucht einen Mercedes Sprinter. Und falls sie mal Kinder bekommt, fressen die das Doppelte von einem normalen Kind, wie sollen wir da von der Massentierhaltung wegkommen?»

Also gut, Cathrin ist nicht hübsch und nicht umweltfreundlich, aber sie hat für die ganze Belegschaft einen Apfelkuchen gebacken. «Das war kein Kuchen», sagt Bruno, «das war eine biologische Waffe, wir hatten nachher alle Durchfall.» Sie kann es Bruno einfach nicht recht machen. «Doch», sagt Bruno, «sie könnte es mir recht machen, wenn sie Trudi heissen würde, kein Diplom hätte und ich nicht dauernd ihre Gürtelschnalle anschauen müsste, wenn sie vor mir steht. Diese Frau», sagt Bruno, «erinnert mich jeden Tag an den Untergang unserer Rasse.» Mit Rasse meint er die Männer

» Fortsetzung auf Seite 66

und mit Männern die Menschheit. Er sieht die Menschheit durch die Frauen bedroht, und das beginnt schon bei ihm in der Familie. Er hat nur Töchter, obwohl er sich jahrelang einer aus China stammenden Spermienmanipulation mittels Akupunktur der Samenstränge ausgesetzt hat. Der im Prospekt des Akupunkteurs garantierte Sohn blieb aus, stattdessen hat er jetzt drei hochbegabte Mädchen, die an amerikanischen Universitäten Fotonen miteinander verschränken. «Wenn sie aus Amerika anrufen», sagt Bruno, «reden sie mit mir nur noch übers Essen, weil sie wissen, dass ich den Rest von dem, was sie tun, sowieso nicht verstehe.»

Wie gern hätte er einen Sohn gehabt, der sich nur für Fussball interessiert und der auf die Frage nach seinem grössten Vorbild geantwortet hätte: «Mein Papa. Und dann der FC Real Madrid, die Italiener sind einfach die geilsten Spieler der Welt!» Roswitha, Brunos Frau, ist auch nicht viel besser als seine Töchter, sie hat Philosophie studiert. «Wusstest du», sagt Bruno, «dass man Nietzsche mit z nach dem t schreibt? Ich muss mir von Roswitha dauernd anhören, was für ein berühmter Philosoph er war, und ich sage dann immer: «Ja, klar, er hat ja auch einen komplizierten Namen mit Z nach dem T.» Was soll ich denn sonst sagen? Unsere Rasse ist intellektuell gesehen einfach nur noch der Kies unter den Füßen der Frauen.» Wenn sie Schuhe mit flachen Absätzen tragen, ist das nicht so schlimm, finde ich. Und Cathrin – um auf sie zurückzukommen – wird ja im Büro wohl kaum High Heels tragen? «Nein», sagt Bruno, «dann wäre sie ja zwei Meter zehn. Das würde dann selbst der Chef nicht mehr tolerieren. Irgendwann muss ja mal Schluss sein mit diesem Höhenflug des starken Geschlechts!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Ehrenrettung eines Syrah

Von Peter Rüedi

Kenner der erfreulichen Materie sind um Nachsicht gebeten. Aber die Versuchung ist zu gross, für einmal die Hunde zum Jagen zu tragen: jenen, die noch keine Fans der Weine von der «nördlichen Rhone» sind, auf die Sprünge zu helfen. Mit der «Rhône septentrional» ist, versteht sich, zum Leidwesen der Walliser nicht die wirklich nördliche Rhône gemeint, obwohl auch dort zunehmend tolle Syrahs wachsen, sondern das eigentliche Königreich der Sorte zwischen Vienne im Norden und Valence im Süden. Die Rhône nord im Gegensatz zur Rhône sud mit ihrer Wallfahrtsappellation Châteauneuf-du-Pape im Zentrum. Das Gegenstück, dessen Schwerpunkte Côte-Rôtie und Hermitage inzwischen wie der weisse Condrieu (aus der Sorte Viognier) weltweit längst Kultstatus erlangt haben, verdient in seinen stiefmütterlicher behandelten Appellationen Saint-Joseph, Cornas und Saint-Péray wieder mal einen Tusch. Von dort kommen zum Teil sehr interessante, eigenwillige Syrahs, die den Vorteil haben, erschwänglich zu sein.

Ein Sonderfall ist die grösste Appellation der nördlichen Rhone, Crozes-Hermitage, die mit der Hypothek leben muss, im Vergleich mit den Weinen vom Hermitage-Berg, den sie umgibt, als (höchstens) zweite Wahl zu gelten. Crozes-Hermitage ist nicht Hermitage, gewiss. Die Preisdifferenz macht es sofort klar. Aber zweifelsohne gibt es in der Appellation inzwischen Winzer, denen beachtliche Qualität gelingt, zumal die Böden von Crozes unterschiedlichste Charakteristiken befördern.

Eine solche Trouvaille ist hier und heute auszuloben. Sie stammt von einem Betrieb mit dem schönen Namen Domaine des Remezières, einem Familienunternehmen mit Sitz in Mercuro und Rebbesitz nicht nur in Crozes, sondern auch auf dem Nobelhügel und outre-Rhône in Saint Joseph, insgesamt inzwischen nicht weniger als 35 Hektar. (1973, als man sich entschloss, die eigenen Trauben selbst zu vinifizieren, waren es noch vier!) Inzwischen ist die dritte Generation ante portas, die Geschwister Emilie und Christophe Desmeure, wofür wir diese rote «Cuvée Christophe» verdanken – auch neben den Renommierstücken vom Berg alles andere als eine *qualité négligeable*. Mit etwas Luft enthüllt sich ein komplexer, dunkelfruchtiger Syrah (Kirschen, Brombeeren, Cassis) mit einem Hauch Leder und knackiger Würze; trotz fünfzehn Monaten in zu 70 Prozent neuen Barriques nicht penetrant holzig, ein moderner, schon trinkfertiger Wein, der freilich noch zulegen wird bis zu einem Maximum in zirka acht bis zehn Jahren.

Eine glänzende Gelegenheit zur Ehrenrettung von Crozes-Hermitage!

Domaine des Remizières: Crozes-Hermitage rouge Cuvée Christophe 2017, 14,5 %, Fr. 22.60. Daniel Gazzar Vins, Pully. www.daniel-vins.ch



Salz & Pfeffer

Mittelmässig, aber teuer

Von David Schnapp

Letzte Woche war ich in New York und habe sehr viel gegessen. Manhattan ist so etwas wie die Food-Hauptstadt der Welt, von den unterschiedlichsten Dreisterne-

restaurants bis zum guten Taco (im «Chelsea Market»), von der perfekten Pizza («Pasquale Jones») bis zum legendären Eis aus Cornflakes-Milch («Milk Bar») ist das Angebot enorm gross.

Zwei Nächte habe ich im «The Mark» verbracht, einem der besten Hotels der Stadt, wie ich finde. Mit seinem dandyhaften, kühnen Stil und der innenarchitektonischen Mischung aus Art Déco und moderner Gemütlichkeit steht es für typischen New Yorker Luxus. Im «The Mark» betreibt Jean-Georges Vongerichten das Restaurant, der Elsässer ist eine Grösse in der Stadt, auch wenn sein Flaggschiff «Jean-Georges» 2017 den dritten Michelin-Stern verloren hat. Auch im «The Mark Restaurant» scheint die Leistungskurve abzufallen, seit ich zuletzt hier war. Ich bestellte ein scharfes Tunfischtatar (29 Dollar) und bekam keinen handgeschnittenen Fisch, sondern eine Art Mus, das vermutlich durch den Fleischwolf gedreht worden war. Zum Brei gibt es Reiscracker-Per-

len als Texturkontrast, etwas Avocado und eine Marinade mit unbestimmter Schärfe.

Als Nächstes kommt der «JG Cheeseburger» (38 Dollar), auf den Punkt medium gebraten. Aber auch hier fehlt es an der Liebe zum Detail: zu wenig Salz, zu wenig Sauce und Pommes frites, die weich statt knusprig sind. Der Eindruck, dass hier teure Mittelmässigkeit geboten wird, zog sich durch – was sich nicht auf den Erfolg des Lokals auszuwirken scheint; kurzfristig einen Tisch zu bekommen, war selbst als Hotelgast schwierig. Nach einem wenig aussagekräftigen Dessert aus Feigen, übersüßem Honig-Sorbet und Jogurt-Mousse freute ich mich auf das ruhige, grosszügige Zimmer mit dem wahnsinnig bequemen Bett.

The Mark Restaurant, 25 East 77th Street, New York. Tel. +1 212 606 3030. Täglich geöffnet

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

Jahrmarktattraktion mit Autopilot

Mit dem Tesla Model 3 gibt es jetzt ein Fahrzeug in der Mittelklasse mit guter Langstrecken- und Alltagstauglichkeit. *Von David Schnapp*

Aufmerksamen Lesern ist nicht entgangen, dass in dieser Kolumne in kurzer Zeit eine ganze Reihe von neuen Elektrofahrzeugen vorgestellt wurde. Mit einer gewissen Dringlichkeit stellen vor allem Premiumhersteller batteriebetriebene Autos in die Showräume. Politik und Gesellschaft erwarten das, auch wenn die meisten wissen, dass Elektroautos aus verschiedenen Gründen – Ressourcen, Stromquellen oder Belastung des Stromnetzes – nicht ideal sind und neben den wenigen Problemen, die sie lösen, vor allem eine ganze Reihe neuer Herausforderungen schaffen.

Andererseits sind Elektroautos aber ausgesprochen angenehm zu fahren. Mit dem Tesla Model 3 gibt es jetzt ein Fahrzeug in der Mittelklasse, das Langstreckentauglichkeit und Alltagsnutzen gut verbindet. Ich fahre für ein paar Tage die Performance-Variante, die an einem kleinen Carbon-Heckspoiler erkennbar ist und so vehement beschleunigt, dass man den Wagen auch als Jahrmarktattraktion einsetzen könnte. Mit einer realis-

tischen Reichweite von 450 Kilometern in Kombination mit dem Tesla-Supercharger-Netz ist das Model 3 auch für grössere Reisen problemlos einzusetzen.

Toller Vorführeffekt

Als Fahrer muss man sich zuerst an den fast ausnahmslosen Verzicht auf Tasten, Schalter und Knöpfe gewöhnen. Selbst das Handschuhfach wird über den gigantischen Bildschirm im Zentrum des Armaturenrägers gesteuert. Einen Tacho gibt es ebenso wenig wie einen Temperaturregler. Das spart natürlich Kosten in der Herstellung, ist aber ergonomisch nicht immer optimal. Dafür ist es ein toller Vorführeffekt, wenn man seinen Fahrgästen zeigen kann, wie die Luftströme der Klimaautomatik wie von Zauberhand über den Bildschirm gelenkt werden können.

Das Performance-Modell ist eher straff abgestimmt, über Strassen in zweifelhaftem Zustand rumpelt der Tesla teilweise ziemlich heftig. Umso entspannter fährt es sich auf

Autobahnen, wo zwölf Ultraschallsensoren, Kameras mit 360-Grad-Rundumsicht und ein Radar den sogenannten Autopiloten mit Informationen versorgen. Auf Wunsch lenkt der Tesla sogar automatisch in die richtige Autobahnspur ein. Hingegen werden Verkehrsschilder nicht automatisch erkannt, was das teilautonome Fahren dann wiederum weniger entspannend macht. Das können Audi, Mercedes und Co. besser.

Auch dass der Autopilot unvermittelt heftig bremst, ohne dass dafür ein Grund sofort zu erkennen wäre, macht ihn bisweilen etwas unberechenbar. Dennoch ist das Model 3 im Bereich des Reichweite-Preis-Verhältnisses zurzeit die beste Wahl. Das Modell «Standard-Reichweite Plus» gibt es für knapp 45 000 Franken, das etwas schnellere «Performance»-Modell mit 261 km/h Höchstgeschwindigkeit kommt auf etwa 60 000 Franken zu stehen, was zurzeit ein ausgezeichnetes Angebot ist.

Tesla Model 3 Performance

Motor: 2 Asynchron-Maschinen/Allradantrieb
Leistung: 483 PS/355 kW; max. Drehmoment: 639 Nm
Reichweite: 530 km (WLTP); Verbrauch: 16 kWh/100 km
Höchstgeschwindigkeit: 261 km/h
Preis: Fr. 59 990.–



Tamaras Welt

Königliches Opfer

Als Mitglied der Königsfamilie einen Streit mit der Presse anzetteln ist eine schlechte Idee angesichts steigender Ausgaben, die der Steuerzahler berappen muss. Von Tamara Wernli

Kaum etwas aktiviert die Romantik-Ader von Mädchen und Frauen mehr als die Heirat einer Bürgerlichen mit einem Prinzen – bitte fragen Sie mich nicht, warum. Bei der Hochzeit von Lady Di sass ich vor Ergriffenheit heulend vor dem Fernseher, später nahm ich an ihrem Leben durch die Medien teil. Ein Leben, in dem sie davon in Anspruch genommen war, vor Kameras Bänder durchzuschneiden, Kinder zu streicheln, Spitäler zu besuchen und dabei stets adrett auszusehen. Sie besass bestimmt so viele Hüte wie unsereins Unterhosen. Jahre später schaute ich heulend ihr Begräbnis.

Mit fortschreitendem Alter überdenkt man die Rolle dieser Traumprinzessinnen, der Frauen, die ihr selbstbestimmtes Leben eintauschen gegen ein vom Hofprotokoll bestimmtes Dasein, das spontane Lunches mit Freundinnen oder Küsschen mit dem Schatz in der Öffentlichkeit verunmöglicht, wo Entschiede des täglichen Lebens in Absprache mit royalen Beratern getroffen werden – im Gegenzug für Weltruhm, Luxusleben und ein übertrieben inszeniertes Theater, wo immer man auftritt. Und natürlich für die Liebe.

Meghan Markle ist das Monaco-Revival gelungen. Man mag sie. Sie und Harry tun dem britischen Königshaus zweifellos gut, das ja vom Wohlwollen und Interesse des Volks abhängig ist – von einer positiven Presse auch. Nicht wenige Leute auf der Insel halten die Monarchie für masslos überholt, zu teuer, und fragen sich, warum sie den ganzen Prunk überhaupt finanzieren sollen.

Das Image des Paares erhielt in den vergangenen Monaten einen Knacks. Bei Meghan bemängelt man Dinge wie ihren dekadenten, 500 000 US-Dollar teuren Baby-Shower mit Promi-Gästen in New York – während sie

gleichzeitig über den Kampf gegen Armut twittert. Harry nervt mit seinen permanenten Belehrungen zur Umwelt – während er selbst in Privatflugzeugen um die Welt jettet. Oder sich für seine Südafrika-Tour eine Flotte von Range Rovers von England nach Johannesburg schiffen lässt, wie laut britischen Medien gerade geschehen, «aus Sicherheitsgründen». Neulich erklärte er einem Magazin, dass er wegen Öko-Ängsten morgens Mühe habe aufzustehen. So viel inneres Zerwürfnis – ich werde noch heute einen Prinz-Harry-Gedenkbecher aus feinem Porzellan im Internet bestellen.

Die *Daily Mail* nannte die Südafrika-Reise einen Erfolg, Harry und Meghan konnten auf wichtige Themen wie Gewalt, Armut und Bildung aufmerksam machen. Irgendwann aber platzte dem Prinzen offenbar der gestärkte Kragen. Jedenfalls verklagt er nun die Boulevardpresse unter anderem wegen Missbrauchs privater Informationen. Auch fühlt sich das Paar von Medienberichten falsch dargestellt, auf ihrer Website schreibt er, seine Frau sei «Opfer» der britischen Boulevardpresse geworden – es sei «eine rücksichtslose Kampagne», die im vergangenen Jahr eskaliert sei. Obwohl sie versucht hätten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen – «wie so viele von Ihnen nachempfinden können –, kann ich nicht ansatzweise beschreiben, wie schmerzhaft das ist».

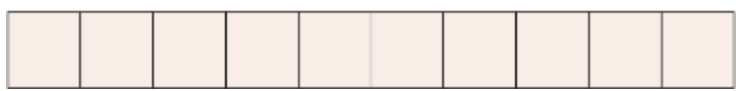
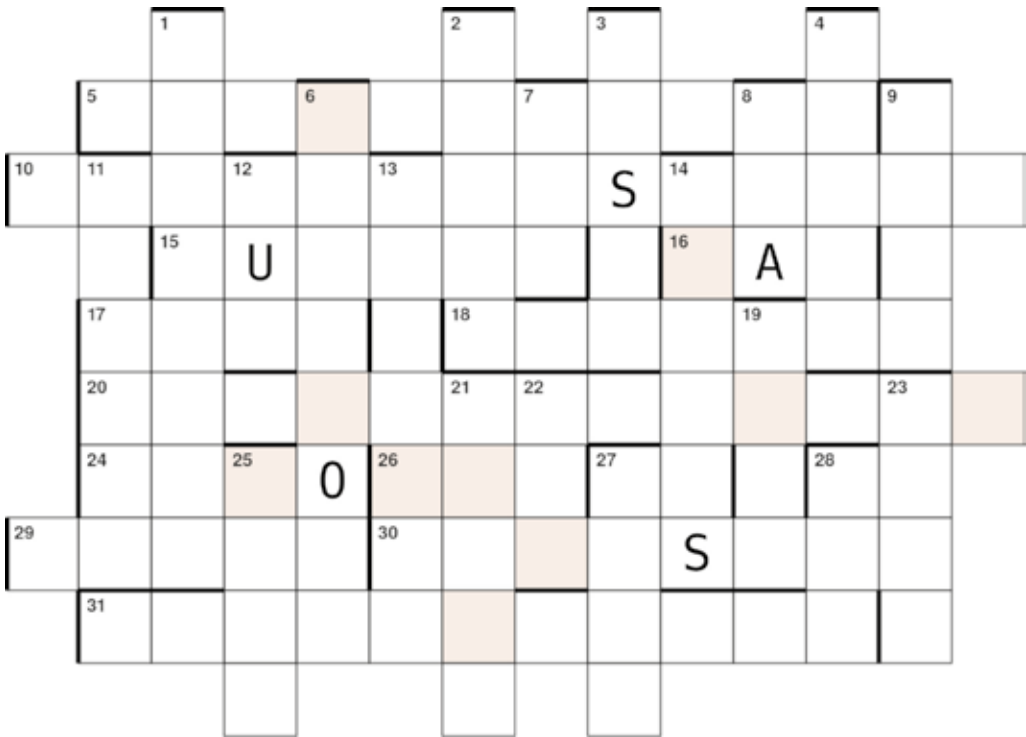
Das Wort «Opfer» kam bei vielen schlecht an. Der britische Starkolumnist Piers Morgan schreibt in seiner *Daily Mail*-Kolumne: «Hören Sie auf, das Opfer zu spielen, Harry.» Seine Anwälte einschalten sei das eine, und die Gerichte würden den Fall regeln. Was ihn aber irritiere, sei das «hysterische, übertriebene Statement», die «Schimpftirade». Er frage sich, warum sie der Presse den Krieg erklärten. An

vielen Kritikpunkten sei das Paar laut Morgan selbst schuld: «Ihr konstantes heuchlerisches Predigen über Dinge wie die Umwelt. Sie können uns nicht belehren, dass jeder Fussabdruck zählt, und dann alle zwei Minuten in Privatflugzeuge steigen.» Und: «Sie können die Öffentlichkeit nicht dazu veranlassen, 2,4 Millionen Pfund zu bezahlen für die Sanierung Ihres Luxusanwesens, dann aber ablehnen, dass die Presse in Wimbledon Fotos von Ihnen schiesst. Sie können auch nicht die globale Aufmerksamkeit einer königlichen Hochzeit geniessen und sich dann weigern, nach der Geburt Ihres Babyseinpaareinfache Informationen mit der Öffentlichkeit zu teilen.» So funktionieren die königliche Rolle nicht.

Der Spagat zwischen dem Schutz seiner Familie und der Zufriedenstellung einer schaulustigen und kritischen Öffentlichkeit ist zweifellos nicht einfach. Natürlich ist die Presse nicht zimperlich, wenn es um Schlagzeilen geht. Und Harry muss sich nicht alles gefallen lassen. Natürlich ist ein Leben im Glaspalast, das unaufhörlich nach Fehlritten und Patzern gescannt wird, eine Herausforderung. Und im Gegensatz zu Meghan hat er es sich nicht ausgesucht. Auf der anderen Seite braucht man als königlicher Wohltäter eben jemanden, der seine Reisen (mit Privatjet, eingeschifften Familienkutschen und zwanzigköpfiger Entourage) in ehemalige Kolonien, den Austausch und das Tänzchen mit den Einheimischen, für die Restwelt protokolliert. Hier sind die Medien sehr willkommen.

Das Paar soll niemandem im Buckingham Palace etwas von seiner Medienselbstgeilheit gesagt haben – vielleicht weil die Queen ihnen davon abgeraten hätte. Gerade erst wurde das Volk über die Ausgaben der Monarchie informiert: 75 Millionen Euro hat sie die Steuerzahler im vergangenen Finanzjahr gekostet, knapp 40 Prozent mehr als im Vorjahr. Jetzt kann man sich die royale Frage stellen, wie klug es ist, das Verhältnis der Familie zur Presse wegen seines persönlichen Krachs zu belasten.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Die Lust auf eine Hüpfpartie
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 Neudeutsch: der Facility Manager – Er wischt, trotz schicken Titels, immer noch das Treppenhaus und wechselt Birnen aus. 10 Lesen, Schreiben, Rechnen oder reines Kokain. 15 An in geschäftlich ungefällig, ohne an an ur Kultur. 16 Dient als Mausunter- oder Höscheneinlage. 17 Eine von Arielles Art, hat nicht die Bohne am Start. 18 Wird verwendet zum Fugendichten und Busenrichten. 20 Natürliche Klimaanlage oder doch vielleicht Tarnung? Jedenfalls Querungsanlage. 24 Adverb, das leider häufig post oder cum hoc folglich mit propter hoc verbindet. 26 Nicht gerade geschlechtsneutraler englischer Vorname. 27 Sie geht daran Erkrankten gleich mehrfach gewaltig auf die Nerven. 28 An diesem Tag gibt's traditionellerweise einen kreisförmigen Kuchen mit 20 cm Durchmesser und somit exakt soviel dm² Grundfläche. 29 Das Drin ist verquirlt in Tunis drin. 30 Für viele die Gelegenheit, ob beim Autokauf, anderswo oder nur wörtlich. 31 Sie ist vergleichsweise passender als die Affenhitze für das entgegengesetzte Temperaturextrem.

Senkrecht — 1 Superhelden, Waschbären oder gewisse Ballteilnehmer sind's. 2 Levis Version einer Genueser Hose mit Stoff aus Nîmes. 3 Auch im Schwanzinstrument der Klapperschlange lebendes Kellerkrebchen. 4 Beutlin, der den Ring nicht im Beutel, sondern an einer Kette um den Hals trägt. 6 Hartes Los: Das harte und zuletzt dornige S in 27 Waagrecht. 7 Hilfsverb, konjugiert; wird am Meter zum Beispiel vom Rindvieh produziert. 8 Andrew kommt etwa dann an. 9 Dahinter Versteckte lassen sich angeblich bloss mit Nüssen und Birnen hervorlocken. 11 Wird von Belebten vorne und von Schülern hinten getragen. 12 Typischerweise von Teeniebuben ausgeliehenes und zum prom getragenes Linux-Maskottchen. 13 Handwaschschüsseln: Ursprünglich ohne Abfluss, dafür anfänglich mit Vulkanausfluss. 14 Er macht aus ihm buchstäblich einen Biedermann; dreht man ihn um, führt dies redensartlich zum Rollentausch. 19 Neuseeländer mit oder ohne auffällig langen Schnabel. 21 Eine – Strumpfstumpf – benutzt man selten alleine. 22 Die Hälfte eines Lutschdragees oder ein Drittel von Drei gewinnt. 23 Ist algebraisch als neutrales Element der Multiplikation und zudem im Einsatz im Einsatz. 25 Erstarrt auf dem Kuchen oder in der Hohlform. 27 Sie wird beispielsweise vom Seemann gesponnen und ist ziemlich fadenscheinig. 28 Im Synonym von Lyriker enthaltener Lyriker.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 637



Waagrecht — 5 ZUNGENBRECHER
 10 KAFFEESAETZE 15 STOLLEN 16 ZAGEN: Wird mit vertikal gespiegeltem Ersten zu «SAGEN». 17 BRAEÜNE 18 TUER: franz. töten 19 Unter die RAEDER geraten. 21 Mistig bedeutet auch NEBLIG. 22 ELLENLANG 26 EHE 28 BILL: Clinton und engl. Rechnung 29 NOIR: franz. schwarz (schwarzer Humor) 30 FRERE (Jacques): franz. Bruder 31 NOERDLICHER

Senkrecht — 1 LUFTBALLON: Blabla=heisse Luft und «99 Luftballons» von Nena 2 Ein Herz und eine SEELE 3 LETZTE: Die Letzten werden die Ersten sein. 4 [RE] FERIE[RE]N 6 GELADEN 7 BANN 8 REGEN: Anagramm von «gerne» 9 [H] [EGEL]: deutscher Philosoph 11 ASTREIN: Anagramm von «Inserat» 12 [FOR][ELLE] wird nach teilweisem Sprachwechsel zu [Pour][her]. 13 (Konfi)SEUR: rückwärts rues = franz. Strassen 14 ZAUBERER 20 BARI(zentrum/ton) 23 NOD: engl. Kopfnicken 24 LILA 25 NOCH 27 Hin und HER 30 FH: Fachhochschule

Lösungswort — **FELDHERR**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



MANERO FLYBACK

AUTOMATIK | 18K ROSE GOLD



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888